2 NACH DEM FIEBER

Eine europäische Endzeit-Geschichte

Die neue Serie von **Aleš Pickar** | http://www.annamachturlaub.de

Preis:
4 €

IM AMBIENTE EINES GROSCHENROMANS

DIE SCHLACHT UM WÜRZBURG

Mein Name ist Kyra Held. Ich wurde im Jahr 2029 geboren, in einer Welt, die verwarnt wurde und doch nicht bereit war zu lernen. Meine Geburt fällt zusammen mit dem Ende und dem Anfang.

Es ist ein seltsames Gefühl, genau so alt zu sein wie die *Derzeit*. So nennen wir alles, das nach dem Ende der Grellzeit kam. Ich weiß natürlich nicht, wer damit angefangen hatte, aber es ist der Ausdruck, den die meisten von uns verwenden. Wenn sie sagen: Derzeit, dann meinen sie alles, das nach der Grellzeit und dem Großen Fieber kam. Ich vermute, auf diese Weise bringen die Überlebenden zum Ausdruck, dass im Gegensatz zur Grellzeit in unserer Welt nur wenig Neuartiges passiert. Es gibt keine Modewellen und Trends, es gibt keine neuen Hits und Blockbuster, es gibt keine neuen *#hashtags*.

Wenn meine Freunde diese Zeilen lesen würden, sie wüssten kaum, wovon ich spreche. Alle bis auf Claudia. Sie ist älter als ich. Sie hat all diese Dinge noch erlebt und mit eigenen Augen gesehen. Aber sie spricht darüber nicht viel. Ich betrachte mich als eine Art Studentin der Grellzeit. Damals, als Albert noch lebte, habe ich ihn stundenlang mit Fragen über die alte Zeit gelöchert. Im Nachhinein bin erstaunt über all die Geduld, die er für mich aufbrachte. Aber vielleicht lag es daran, dass seine Geduld einen Preis hatte.

Wenn ich über die Vergangenheit nachdenke und darüber, wie wenig ich über meine Mutter und die Umstände meiner Geburt weiß, wird mir bewusst, dass ich in Wirklichkeit auch in der Grellzeit geboren wurde. Ich war Teil einer bunten Welt, die aus Handys und Twitter und fröhlicher Werbung bestand. Meine Mutter hatte vermutlich jede neue Serie auf Netflix verschlungen und ihre Eindrücke vielleicht in einem Reaktionsvideo festgehalten. Sicherlich gab es auf Instagram ein süßes Babyfoto von mir. Ich war Teil dieser Welt. Doch nur für wenige Stunden. Zwei, vielleicht drei. Dann erlosch das grelle Licht und die Zeit der Finsternis brach an.

Ich weiß nichts über meine Mutter. Ich kenne nicht mal ihren Namen. Sie gab mir wohl den Namen Kyra. Albert erzählte mir, dass viele Mütter in den ersten Stunden des Großen Fiebers ihre Babys und Kinder in Krankenhäuser, in Rathäuser und zu Polizeistationen brachten. Die seltsame Grippe wütete da bereits in der ganzen Welt. Wer nicht immun war, starb. Wer nicht immun war, und dennoch überlebte, kehrte nicht als Mensch zurück. Manche nannten die Überlebenden der Grippe „*Homo necroticus*“, da ihre Haut grau war und so viel abgestorbenes Gewebe besaß. Doch die meisten benutzten schnell den Ausdruck „Aggro“.

Die Eltern von Kindern waren erfüllt von panischer Angst, ihre eigenen Kinder zu verspeisen. Etwas, das damals häufig geschah. Offensichtlich fand das Virus leichter Zugang zu Erwachsenen, als zu Kindern. Familien sperrten sich in ihren Häusern ein, und wenn Monate später Plünderer das Haus betraten, fanden sie ein ausgehungertes Aggro, das seine ganze Familie aufgefressen hatte. Die Menschen waren damals von solchen Vorstellungen wie gelähmt. Heute zucken wir da nur mit den Schultern. Ich habe alles gesehen. Eine angefressene Babyleiche fällt da kaum aus der Reihe. Ich habe einmal ein Baby gesehen, das sich in ein Aggro verwandelt hatte. Das ist tausendmal herzzerreißender, als eine Horde Wölfe zu beobachten, die an einem toten Kind zerrt.

Ich bin deshalb nicht gefühllos. Wir alle sind es nicht. Aber wenn das Leben übermäßig viel Horror aufgebürdet bekommt, beginnt der Geist mit seinen Sorgen und Ängsten besser zu haushalten. Das ist eine Überlebensstrategie.

Ich kann mir kaum vorstellen, dass es einst eine Zeit gab, in der Menschen entsetzt fast in Tränen ausbrachen, wenn sie mal am Straßenrand eine tote Katze sahen. Ich habe schon tote Katzen gegessen. Und ich fühlte mich gut dabei.

All die Ämter und Krankenhäuser damals konnten so viele Kinder nicht aufnehmen. Sie hatten es wohl probiert, aber diese Initiative kollabierte nach zwölf Stunden. Dafür hatten sie begonnen, diese bunten Armbändchen auszugeben. Die Eltern sollten wenigstens den Namen des Kindes drauf schreiben, damit die Kleinen wenigsten ihren ursprünglichen Namen behielten.

Ich weiß nicht, warum meine Eltern mir den Namen Kyra gaben. Ich weiß auch nicht, warum sie nicht den ganzen Namen auf das Band schrieben, oder die Adresse. Angeblich stand nur „Kyra“ drauf.

Ich wurde am Stadtrand von Würzburg gefunden, in einem Auto mitten auf der Autobahnauffahrt. Die Frau, die mich in den Armen hielt, hatte das Fieber und war kurz davor, sich zu verwandeln. Sie gab wohl an, mich gefunden zu haben. Sie hatte es nicht übers Herz gebracht, mich liegen zu lassen. Ich vermute, dass sie anschließend erschossen oder erschlagen wurden, bevor sie sich in ein Aggro verwandelte. Doch anhand ihres Ausweises stellten die Finder fest, dass sie Tanja Held hieß.

Diese Geschichte erfuhr ich erst mit zwölf Jahren. Die EUKON-Beauftragte in den Siedlungen und Wohn-Clustern hatte nach dem Großen Fieber und dem Großen Schlachten zügig begonnen, rudimentäre Berichte und Akten anzulegen, um so wenigstens einige Informationen für die Nachwelt zu erhalten. Ich sah die handgeschriebene Notiz mit eigenen Augen. Es war ein schmutziges Stück Papier, mehr ein Gekritzel, mit einem simplen Stempel darunter.

Mir hatte der Nachname Held gefallen, und da ich keinen eigenen Nachnamen besaß und es damals üblich war, in solchen Fällen einen beliebigen Namen anzunehmen, wurde ich Kyra Held.

* * *

Claudia, Tekla, Miriam, Elias und ich rasen durch die Nacht. Vorbei an Autowracks und schattenhaften Ruinen bahnen wir uns in dem kantigen Dodge Challenger den Weg nach Norden.

Die Fenster kurbeln wir herunter. Warme Sommerluft dringt zusammen mit dem röhrenden Motorlärm herein.

Wir schweigen, versunken in unseren eigenen Gedanken. Claudia ist am Steuer. Tekla sitzt neben ihr, das lange Scharfschützengewehr gegen ihr Schlüsselbein gelehnt. Ich bin auf der Rückbank in der Mitte, mit Elias zur Linken und Miriam zur Rechten.

Miriam ... Uns verbindet ein Geheimnis, das mit dem warmen Griff der Pistole zusammenhängt, den ich heimlich in meiner verschwitzten Hand halte.

Gebannt blicke ich auf die dunkle Straße vor uns. Nach vierunddreißig Jahren ist noch immer ein Mittelstreifen sichtbar. Früher galt es, rechts des Streifens zu fahren, während die linke Seite dem Gegenverkehr diente. Uns gehört nun die gesamte Straße. Claudia fährt genau in der Mitte. Der halb verblasste weiße Streifen ist wie ein Wegweiser, der unentwegt unter dem Bauch des Autos verschwindet.

Gestern war Neumond und so sind unsere Scheinwerfer die einzige Lichtquelle. Die grellen Kegel des Fernlichts durchschneiden das schwarze Nichts und tauchen die nächsten hundert Meter des brüchigen Asphalts in einen unruhigen Glanz.

Gerne würde ich die Augen schließen und mich vom Geräusch des Motors einlullen lassen. Dies ist aber keine Zeit zum

Dösen. Die Landstraße nach Kitzingen mag weniger gefährlich anmuten, als die mit Wracks übersäte Autobahn, doch passiert die B8 mehrere Geisterstädte. Und das bedeutet: Aggros.

Vorbei an Possenheim bleibt zuerst alles ruhig. Dann tauchen wir nur Augenblicke später in das dunkle Markt Einersheim. In der mondlosen Nacht sind die alten Hausfassaden zu unserer Linken fast unsichtbar.

Ich kneife die Augenlider zusammen, auf der Suche nach einer schemenhaften Bewegung zwischen den dunklen Ruinen.

„Jetzt aufgepasst!“, ruft Claudia, als wir wieder offenes Gelände durchfahren. “Die brauchen nicht lange, um aus ihrer Starre zu erwachen.”

Tekla greift in Claudias Rucksack und zieht das Nachtsichtgerät heraus. Mit geübten Griffen setzt sie es auf und verschließt den Riemen unter ihrem Kinn.

Für einen Augenblick wundere ich mich, wie sie ein batterieabhängiges Gerät verwenden will, das die letzten zehn Jahre in einer Kiste lag. Dann aber sehe ich, wie sie bereits eine Kabelverlängerung an den klotzigen Akku koppelt, der längst an dem Zigarettenanzünder aufgeladen wird.

Ich bin froh heute Nacht Claudia und Tekla an meiner Seite zu haben. In friedlichen und geruhsamen Zeiten muten die beiden ein wenig langweilig an. Und Claudia geht mir oft auf die Nerven. Bricht aber die Hölle aus, blühen sie auf. Kein Wunder, dass sie so gut zusammenpassen.

Die Straße führt geradeaus nach Nordwesten. In weniger als zwei Kilometern werden wir Iphofen erreichen. Während in Markt Einersheim die B8 den Ort nur streift, schneidet die Straße hier mitten durch die Ortschaft. Eine seltsame Unruhe steigt in mir auf. Es ist etwas, das der Mensch für Generationen verlernt hatte, da sein behüteter Alltag ohne Verwendung für diese Gefühle war. Das hat sich in den Tagen meiner Geburt schlagartig geändert. Der Instinkt wird von niemandem belächelt.

Elias schiebt den Lauf seiner Kalaschnikow aus dem offenen Fenster und stiert aufmerksam in die Nacht hinaus.

„Ballere mir das Ding bloß nicht neben dem Ohr!“, schimpft Claudia.

Tekla löst ihren Sicherheitsgurt und dreht sich nach hinten. Mit dem Nachtsichtgerät auf dem Kopf erinnert sie mich an die Illustration in einem Science-Fiction-Buch.

„Gib mir mal das 550!“

Ich reiche ihr mein Gewehr. Sie prüft es eine Sekunde und öffnet das Schiebedach. Zuerst steckt sie die gestreckten Arme mit der Waffe hindurch, dann stellt sie sich komplett auf. Um besseren Halt zu finden, stemmt sie den linken Fuß gegen den offenen Fensterrand hinter Claudias Kopf.

Wir verlangsamen deutlich, um den Kreisverkehr am Stadtrand zu passieren. Danach schaltet Claudia erneut zügig die Gänge hoch.

Der erste Schuss kracht. Ich sehe undeutlich, wie das Aggro zur Seite stürzt. Ein zweiter Schuss fällt. Der nächste Schatten stolpert inmitten seiner Bewegung und überschlägt sich auf dem Beton. Die graue blasse Haut schimmert im Sternenlicht.

Teklas Treffsicherheit ist gewohnt überwältigend.

Nichts stoppt ein Aggro besser, als ein Kopfschuss. Der Stoffwechsel und die Physiognomie mögen verändert sein, doch das Gehirn ist noch immer das entscheidende Organ, das zwischen Lebendigsein und dem Tod unterscheidet.

Von links bahnt sich eine kleine Horde den Weg zu uns. Sie laufen entlang eines gelben kastenförmigen Bauwerks und stürzen sich auf die Straße. Einige stolpern etwas über ihre Füße, während andere energetisch hasten, um uns den Weg abzuschneiden.

„Ich sehe sie“, rufe ich hoch zu Tekla, damit sie gar nicht erst versucht, aufwändig ihren gesamten Körper um 180° zu drehen. Ich lehne mich fest an Elias und strecke den Arm aus dem offenen Fenster. Den Ellbogen stemme ich gegen Teklas Fußspann. Elias und ich feuern beinahe gleichzeitig. Der Rückstoß seiner AK-103 rammt mich schmerzhaft in den Brustkorb. Claudia motzt irgendetwas Unverständliches.

Meine erste Kugel trifft das rasende und doch irgendwie torkelnde Aggro in die Brust, hält es aber nicht auf. Ich feuere wieder und wieder. Jetzt fällt es endlich um, wie auch das Nächste hinter ihm. Das Dritte und Vierte überschlagen sich an dem Knäuel aus dürren fauligen Körpern, kämpfen sich jedoch gleich zurück auf die Beine. Ihre kehligen, schrillen Schreie lassen mich erschauern.

Die verlorene Sekunde ist ausreichend. Das schnellste Aggro sprintet mit äußerster Anstrengung los, doch die Fingerspitzen der gierig gestreckten Arme erreichen den Kotflügel nicht mehr.

Ich sehe kurz über meine Schulter. Wie Gespenster rennen sie uns noch immer in dem roten Licht der Rückschweinwerfer hinterher. Sekunden später verschwinden sie in der Dunkelheit.

Wenn sie länger keinen Reizen ausgesetzt sind, verfallen Aggros in diesen seltsamen Dämmerschlaf. Albert hatte mir mal gesagt, ihre Fähigkeit, unentwegt in diesen Zustand zu verfallen, ist das Geheimnis ihrer Langlebigkeit.

“Unser Motor weckt jedes Aggro im Umkreis von drei Kilometern auf”, erklärt mir Elias das Offensichtliche.

Die Nacht ist für ein Aggro kein Hindernis. Sie sehen hervorragend im Dunkeln und empfinden keine Angst. Eine ideale Mischung.

Die Gefahr besteht dabei nicht darin, dass es uns angreifen könnte, während wir mit 120km/h vorbeirasen. Doch diese Monster sind gänzlich geistlos und jederzeit bereit, sich mit ihrem dürren Leib gegen die Windschutzscheibe zu werfen, oder zuhauf unter die Räder des Autos zu geraten. Bei diesem Tempo frontal mit einer Traube Aggros zu kollidieren, konnte verdammt ungemütlich werden.

“Ich finde es erstaunlich, wie sie nach Wochen schlagartig aus dem Dämmerschlaf erwachen und sogleich in vollen Angriff übergehen können”, sage ich zu Miriam. Das ist nicht die beste Zeit für einen Plausch. In Wirklichkeit fühle ich ihr nur auf den Zahn.

Miriam sagt nichts, sie lächelt mich nur an, als wollte sie mir sagen, dass ich mich nicht sorgen soll.

“Braucht es nicht etwas Zeit, um sich zu orientieren und die erstarrten Gliedmaßen in Bewegung zu setzen? Ich denke häufig über solche Sachen nach.”

“Ich denke bei Aggros nur darüber nach, wie ich sie besser und zahlreicher töten kann”, ruft Claudia über die Schulter, ohne die finstere Straße vor ihr aus den Augen zu lassen.

Ich bin da ein wenig seltsam. Aber ich kann nicht vergessen, dass die unbekannte Frau, der ich mein Leben verdanke, resilient war. Hätte man sie eine halbe Stunde später angetroffen, wäre sie bereits verwandelt und ich - das Baby in ihren Armen - wäre aufgefressen. Ich verdanke Tanja Held mein Leben und doch verkörperte sie die größte Gefahr, in der ich mich jemals befand. Die Linie zwischen Sein und Nichtsein erscheint manchmal hauchdünn.

„Achtung, nächste Ortschaft“, kündigt Claudia an und drosselt erneut das Tempo. Mit quietschenden Reifen preschen wir in den einsamen Kreisverkehr und neigen uns dabei alle zur Seite.

Wir fahren entlang der alten Stadtmauer von Mainbernheim. Ein Überbleibsel des späten Mittelalters, wie ich von

meinem Lehrer vor Jahren erfuhr. Inmitten der Nacht wirkt das Mauerwerk bedrohlich und düster.

Tekla und ich waren mal hier. Ich hatte sie dazu überredet, denn auf eigene Faust wollte ich den Ort nicht auskundschaften. Das war das einzige Mal, als wir etwas gemeinsam unternommen haben.

„Das größte Nest ist erst vor uns“, erklärt Claudia.

Sie meint Kitzingen. Das war mal eine richtige Stadt mit zwanzigtausend Einwohnern. Heute ließen sich im gesamten Süddeutschland kaum so viele Leute finden.

Nach dem Kreisverkehr sehen wir sogleich Bewegung zwischen den rostenden Autos, die rechts von uns auf einem Parkplatz stehen. Einige Aggros stürzen sich in unsere Richtung. Ich kann ihre Umrisse ausmachen.

Für einen Augenblick bricht sich der Autoscheinwerfer an der weiß-blauen Stadttafel mit der großen Aufschrift „Historische Weinhandelsstadt Kitzingen“. Jemand hatte sich die Mühe gemacht, dort eine Leiche mit ausgebreiteten Armen aufzuhängen.

Tekla und ich erwischen den Ersten fast zeitgleich. Der Nächste schlüpft durch und wirft sich in das offene Fenster. Claudia gibt längst wieder Gas, doch die Verlangsamung hinter dem Kreisverkehr hatte gereicht, damit das Aggro sich wie eine Klette an der Autotür festhält.

Es dauert nur eine Sekunde. Ich presse die Mündung der SIG Sauer gegen die dunkelgraue Stirn. Für einen winzigen Bruchteil eines Augenblicks starre ich in diese toten ausdruckslosen Augen, dunkel und unergründlich. Ich drücke ab. Sein Nervensystem erlahmt und das Aggro rutscht wie ein Sack Kartoffeln aus dem Fenster wieder raus. Es bleibt nur der eklige Gestank aus Fäulnis, altem Schweiß und diesem seltsamen Mandelgeruch, den sich niemand erklären kann.

„Alles OK?“, frage ich Miriam.

Ein Aggro hatte gerade eine Handbreit vor ihrem Gesicht geröchelt, doch sie wirkt gefasst und unaufgeregt. Oder sie ist nur erschöpft.

Claudia drückt das Gaspedal durch. Gekonnt weicht sie alten Autos aus, die im Großen Fieber mitten auf der Straße stehen geblieben sind.

Ich kann links und rechts die Fassaden der Häuser ein wenig ausmachen. Hier und da glaube ich, Bewegung zwischen den alten Wracks wahrzunehmen. Die Straße wendet sich etwas nach links. Wir wissen alle, was hinter der Biegung kommt.

Hier kreuzen wir den Main. Ich hatte den Fluss seit Jahren nicht gesehen. Damals, frisch aus seinen Ufern getreten, verdeckte er vollständig die Insel, die den Strom früher geteilt hatte. Inzwischen sollte das Wasser wieder etwas tiefer stehen, doch wird die Brücke passierbar sein?

Denn hier können wir keinen Halt machen, oder anderweitig herumlavieren. Es wird geschätzt, dass allein in Kitzingen fünftausend Aggros vegetieren. Durch dunkle Kleinstraßen einen anderen Weg über den Main zu suchen, ist die eine Sache, die wir um jeden Preis vermeiden wollen.

Meine Finger krallen sich in Teklas Sitzlehne. Der Atem stockt. Nur einige Herzschläge später erkenne ich, dass die massive Brücke noch immer in bester Verfassung ist, wenn auch die Brückenpfeiler vollständig unter Wasser stehen. Nur für einen kurzen Augenblick kann ich die schwarze Oberfläche des Wasserkanals erblicken. Eine stumme Masse, die matt das Sternenlicht spiegelt.

Direkt hinter der Brücke führt die Straße durch eine leichte Senkung, die hier wie ein kleiner See anmutet. Es ist mehr eine tiefe Pfütze, als ein echtes Hindernis. Claudia tritt das Gaspedal nieder, der Motor röhrt. Der Dodge presst links und

rechts einen gewaltigen Wasserschwall in die Luft. Ich höre über uns Tekla frohlocken. Solche Gefühlsausbrüche erlebe ich bei ihr nicht oft. Für Augenblicke scheint sie die Tragödie, die unserer Reise voranging, vergessen zu haben. Ich gönne es ihr.

Kleine Freuden inmitten des Horrors zu finden. *That's the name of the game.*

"Die Innenstadt steht noch ziemlich unter Wasser", kommentiert Elias, während der Fahrtwind seine Locken tanzen lässt.

Bevor ich in den Seitenstraßen etwas in Augenschein nehmen kann, rast der Dodge bereits die B8 hoch und lässt den Main in der Dunkelheit hinter uns.

Die Fahrt durch Kitzingen ist gespenstisch. Die kräftigen Scheinwerfer prallen gegen die unzähligen Häuserfassaden und all die Autowracks und den Schrott um uns herum. Das führt zu optischen Täuschungen und zu Bewegungen, die keine sind. Ich kneife die Augen zusammen und konzentriere mich.

„Komm lieber rein!", rufe ich Tekla zu, doch entweder hört sie mich nicht, oder zieht es vor, mich zu ignorieren.

Im nächsten Augenblick blitzt eine blasse Gestalt im Scheinwerferlicht auf. Das Aggro prallt gegen unsere Motorhaube. Es wird wie eine Puppe hochgehoben, überschlägt sich und verschwindet in der Dunkelheit hinter uns.

„Garinka! Ich glaube, sein Bein hat meinem Kopf gestreift", ruft Tekla von oben. Sie tut vermutlich so gelassen, weil sie nicht will, dass Claudia sie hinunter in die Kabine befiehlt.

Ich runzele nur die Stirn. Das hätte sehr ins Auge gehen können.

Claudia flucht nur kurz etwas, sagt dann aber einen seltsamen Satz, der ungefähr so klingt: „Wie gut, dass wir Vollkasko haben."

Vermutlich ist es irgendein Grellzeitwitz. Von uns versteht das niemand. Als eine verstaubte Schaufensterwand das Licht der Scheinwerfer zurückspiegelt, sehe ich den gewaltigen Sprung, den der Aufprall in der Windschutzscheibe hinterlassen hat.

Wir passieren einen langen Mast, der inzwischen schief über der Straße hängt. An seinem Ende befindet sich das McDonald's-Logo, überwachsen mit Schlingpflanzen. Elias und Miriam wissen kaum, was das ist, doch ich studiere die Grellzeit. Da komme ich an gewissen Namen und Begriffen nicht vorbei.

Elias deutet auf die monotone Reihe großer Mietshäuser.

"Geisterfahrt", sagt er nur.

Ich zucke mit den Schultern. "Die Marienberger haben hier sicher schon alles abgegrast."

Dann hört die Stadt schlagartig auf. Wie ein Pfeil schießt der Wagen einsam durch die Nacht. Die Scheinwerfer zerschneiden die Dunkelheit.

Wir passieren das stumme Reppendorf. Hier ist von Aggros nichts zu merken.

Was wir sehen, verschlägt uns die Sprache. Es sind Lichter, die über dem Horizont in schneller Bewegung wandern. Wie eigenwillige Sternschnuppen steigen sie im Osten zügig auf, vollführen einen Bogen und stürzen alle am selben Punkt wieder ab.

„Was ist das?", flüstert Elias.

Niemand gibt ihm erstmal eine Antwort. Nach einer Weile erhebt Claudia die Stimme.

„Artillerie", sagt sie leise.

Zehn Kilometer vor uns befindet sich Würzburg.

Wenn wir heute von Würzburg sprechen, so ist damit vor allem die Festung Marienberg gemeint. Zwar hat sich das Wasser in den Straßen der Altstadt inzwischen deutlich zurückgezogen, doch es vergeht kaum eine Woche, dass nicht krachend ein modriges Haus in sich kolla-

biert. Die äußeren Viertel sehen besser aus, sind aber noch immer von ganzen Schwärmen aus Aggros verpestet.

Die Festung Marienberg besitzt damit nicht nur den Vorteil einer anständigen Höhe über dem entfesselten Main, sondern ist auch eine leicht verteidigbare Stellung gegen den herumstreifenden *Homo necroticum*.

Nun sitzt die Festung inmitten eines Artilleriesperrfeuers. Wir starren wortlos auf die dünnen Lichtstreifen, die den schwarzen Himmel durchtrennen und dort, wo sich Marienberg befinden müsste, einschlagen.

Eine Weile ist es noch ein stummes Schauspiel, doch etwas später dringt das ferne Grollen der Raketenwerfer bis zu uns.

Plötzlich verdeckt ein schmaler schwarzer Streifen die Sicht. Es ist die Silhouette einer Autobahnbrücke der A7. Claudia biegt sogleich in die Auffahrt ein. Oben auf der Brücke bleibt sie stehen. Wir klettern aus dem Auto und starren noch immer wortlos das Schauspiel im Nordwesten an. Tekla bleibt etwas zurück. Sie streift das Nachtsichtgerät vom Kopf und dreht sich lauernd um ihre Achse, das Gewehr im Anschlag.

Claudia blickt eine Weile durch den Feldstecher und reicht ihn dann an mich weiter.

“In ‘54 hatten die Russen keine Raketenwerfer dabei. Wir sind immer davon ausgegangen, sie hätten ihre Munition an den Aggros verschwendet.”

“Vielleicht können sie wieder neue Raketen bauen”, erwidere ich.

“Oder sie haben irgendwelche uralten Depots hinterm Ural entdeckt”, murmelt Claudia. “Was wissen wir schon?”

Nur einen Schritt hinter mir geht geräuschlos Miriam zu Boden. Ich sehe mich um und spüre sogleich einen kalten Schauer entlang meiner Wirbelsäule. Claudia macht einen Schritt rückwärts. Miris Augen sind geschlossen. Ihr Körper wird von jenem Schüttelfrost erfasst, den wir schon tausendmal gesehen haben.

Ich hatte es gewagt zu hoffen, in all meiner Naivität, doch die Zeichen waren bereits im Auto da. Die Apathie, verminderte Reaktionsfähigkeit. Plötzlich erinnere ich mich an die Pistole in meiner Hand. Claudia reißt die Taschenlampe aus dem Gürtelhalfter. Der kalte Lichtstrahl erfasst Miriams zuckenden Körper. Ich hebe den Arm mit der SIG Sauer hoch, langsam, als könnte ich damit die Zeit drosseln.

Das unkontrollierte Schütteln hört beinahe schlagartig auf. Wir wissen alle, was nun kommt. Augenblicke der Stille, bevor das Aggro geboren ist. Vor dreißig Jahren dauerte der ganze Vorgang eine halbe Stunde. Inzwischen ist es gerade mal eine Minute.

Jenes Wesen, das einst Miriam war, reißt die Augen auf. Ich sehe die veränderten Pupillen im Licht der Taschenlampe. Das Gesicht verzerrt sich in vertrauter Aggressivität. Nun endlich erwachen meine Instinkte und ich drücke ab. Einmal, zweimal, dreimal.

Nichts geschieht. Nur leises Klicken. Mein Magazin ist leer, verbraucht in Kitzingen.

Wie eine Sprungfeder schellt Miriam hoch, während ich hastig nach dem nächsten Clip greife. Doch da donnert bereits mein Sturmgewehr in Teklas Händen. Ein Schuss. Ein Teil von Miriams Schädeldecke oberhalb des rechten Ohrs wird durch das Projektil herausgerissen. Sie kippt lautlos um. Das Aggro ist vollendet.

“Was zum Teufel?”, schnaubt Claudia und betrachtet entsetzt das Blutbad zu ihren Füßen. “Hat sie sich das von einem der Russen eingefangen?”

Ich schweige nur. Mein Blick fällt auf das blasse Gesicht von Elias. Seine Augen

sind auf Miriams Leiche gerichtet, sein Körper ist starr.

Tekla gibt mir mein Gewehr wieder und geht in die Hocke. Sie rollt Miris Ärmel hoch und enthüllt meinen Verband auf ihrem Unterarm.

“Nur ein Kratzer, ha?”, sagt sie.

Claudia will offensichtlich eine ihrer Tiraden gegen mich loslassen, doch dann bleibt ihr Blick auf Elias haften. Sein Arm ist inzwischen ausgestreckt und deutet nach Nordwesten. Langsam treten wir alle gegen das Stahlgeländer der Autobahnbrücke. Sehen kann ich in dieser Finsternis kaum etwas. Allein die Sterne spenden ein wenig Licht. Doch wir hören die Bewegung von tausenden Füßen im Gras und von tausenden Ellbogen, die sich in Sträuchern verfangen. Ein leises Rauschen und Rascheln, das den Tod bedeutet.

Tekla rennt zurück zum Auto und kehrt mit dem Nachtsichtgerät zurück. Der klobige Akku hat nun für einige Minuten genug Strom und so setzt sie sogleich den Helm auf.

“Die unseren haben vielleicht Glück”, spricht sie leise. “Ich habe schon lange nicht mehr solche Herden gesehen.”

Die meisten dürften Aggros sein, die sich im Verlauf der Jahre von der Stadt entfernt haben, getrieben von diesem ewigen Hunger nach Fleisch und Blut. Nun rennen sie alle nach Würzburg zurück, angezogen vom Lärm der Artillerie.

Ich verstehe, was Tekla sagt. Der Aufmarsch solcher Massen könnte die Initiative der Russen empfindlich stören.

“Was machen wir nun?”, fragt Elias leise.

Tekla blickt sich noch immer mit dem Nachtsichtgerät um.

“Da sind eine Menge Streuner um die Herde herum”, erklärt sie schließlich. “Ein paar werden bald aus Versehen die Zufahrtstraße zu dieser Brücke hochlaufen.”

“Wir sitzen das aus”, befiehlt Claudia.

Wir klettern eilig wieder in das Auto zurück. Beschämt stelle ich fest, dass es ohne Miriam nun viel geräumiger ist. Erst jetzt merke ich, wie sehr meine Hände zittern.

“Du hast deine Waffe noch immer nicht nachgeladen”, rügt mich Claudia und blickt streng über die Schulter. Hastig tausche ich das Magazin aus.

“Und jetzt keinen Mucks”, flüstert sie und kurbelt zusammen mit Tekla die offenen Fenster wieder zu. Ein zweifaches Klicken der Türsperren folgt.

Wir rutschen alle instinktiv tiefer in unsere Sitze rein, so dass unsere Köpfe nicht unnötig über den Rand der Rückenlehnen rausragen. Sämtliche Lichtquellen sind abgeschaltet. Natürlich sieht unser Wagen viel zu unversehrt aus. Aus der endlosen Reihe aus Wracks ragt er wie eine Karotte raus. Doch Aggros denken nicht viel nach. Sie reagieren nur. Ihr ästhetisches Empfinden ging gleich nach der Verwandlung mit allen anderen Gehirnprozessen, die Energie kosten und zugleich überflüssig sind, über Bord.

Bald spurtet das erste Aggro an uns vorbei. Wie gehofft, widmet es uns keine Aufmerksamkeit. Es sind nur einige hundert Exemplare, die sich auf die Überführung verlaufen, doch sie passieren uns in einzelnen Pulks und nicht alle rennen hierbei. Einige scheinen es deutlich weniger eilig zu haben. Das hat zumeist mit ihrem Zustand zu tun. Die Unversehrten laufen, einem jagenden Raubtier gleich, mit gesenkten Köpfen und einem leicht geneigten Oberkörper, während die Lädierten humpeln, taumeln und ihre gebrochenen Gliedmaßen nachziehen. Sie können keine Schmerzen empfinden und darum beneide ich sie. Sie werden alle hypnotisch von den fernen Explosionsgeräuschen angezogen. Einige streifen mit ihren Hüften entlang meines Fensters. Mein

Atem stockt dabei, während die feuchte Handfläche den Griff der Pistole umklammert.

Dies geht eine Weile so. Ich schließe die Augen und versuche zur Ruhe zu finden. Wir können nichts tun, außer geräusch- und bewegungslos zu sitzen. Die Erschöpfung sinkt mir in die Beine. Nach einer Weile lockern sich meine Finger und die SIG Sauer rutscht leise auf den Teppich zwischen meinen Schuhen. Ich versinke in einen benommenen Schlaf.

Als mich Elias mit seinem Ellbogen anstupst, scheint die Gefahr vorüber zu sein. Claudia und Tekla stecken ihre Köpfe zusammen und studieren mit Hilfe einer kleinen Kurbeltaschenlampe die Landkarte auf ihren Knien.

"Wir müssen die Stadt westlich umfahren und hoffen, dass es dort EuroForce-Einheiten gibt, bei den wir uns melden können", brummte Claudia.

"Außer die Russkis haben die ganze Festung umgestellt und kontrollieren das Hinterland westlich davon", erwiderte Tekla.

Ich reibe mir die Augen und schaue auf die Uhr. Es ist bald halb zwei.

"Sollten wir nicht lieber südwestlich fahren und uns irgendwo verstecken?", werfe ich ein. "Bis sich der Staub etwas gelegt hat und wir die Lage einschätzen können."

Claudia und Tekla blicken zeitgleich nach hinten. Eine von ihnen leuchtet mir mit der kleinen Taschenlampe ins Gesicht. Ich blinzle irritiert mit den Augen.

"Wir sind EuroForce", sagt Claudia. "Wir verstecken uns nicht. Wir müssen uns den Verbänden anschließen und unsere Pflicht tun."

"Wir sind nicht EuroForce", wende ich ein und deute auf Elias und mich.

"Ich kann kämpfen", fällt mir Elias in den Rücken und klopft stolz auf seine Kalasch.

Ich seufze nur und blicke gedankenverloren aus dem Fenster. Natürlich kann ich nichts sehen. Irgendwo dort, unweit von uns, liegt in der Dunkelheit der Körper von Miriam. Meine Augen wollen sich mit Tränen füllen, doch ich versage es mir. Elias ist nun meine Verantwortung. Doch wie soll ich dieses Kiddie im Griff behalten, während um uns herum ein Albtraum den nächsten ablöst?

"Im Heer gibt es hunderte Aufgaben", meint Claudia. "Sie zu erfüllen ist besser und ehrenvoller, als sich im Wald zu verstecken. Außerhalb der Gemeinschaft ..."

"... gibt es kein Überleben, ich weiß", unterbreche ich sie schnippisch. "Die Zweite Regel."

Doch Claudia hat recht. Wie lange können wir in den Wäldern überleben, ohne den Schutz der Gemeinschaft? Wir sind zu viert und könnten sicher ganze Wochen den Aggros, Bären und Grunzern trotzen. Was nützt es uns aber, wenn wir am Ende aus dem Wald heraustreten und feststellen, dass das Land um uns herum in der Zwischenzeit die *Wserossijskaja Sfera* geworden ist?

"Am Ende ist es eure eigene Entscheidung", meint Tekla.

"Wieso ist es ihre Entscheidung?", echauffiert sich Claudia. "Sie ist in der Landwehr. In Kriegszeiten ist die Landwehr automatisch dem Heer untergestellt."

Ich wünsche, sie würde aufhören die EuroForce als "das Heer" zu bezeichnen. Ich bezweifle, dass südlich des 50. Breitengrades mehr als 1500 Uniformierte mobilgemacht werden könnten.

"Und was ist mit ihm?", fragt Tekla und deutet mit der Taschenlampe auf Elias.

"Mich müsst ihr nicht überreden!", prahlt Elias. "Ich habe schon Landwehr-Erfahrungen."

"Du durftest paar Nächte die Wache auf dem Wehrgang schieben", korrigiere ich ihn.

Claudia stöhnt leise und dreht sich wieder nach vorne. Sie legt die Hände aufs Lenkrad und versinkt in Gedanken.

“Wir müssen südwestlich Würzburg umfahren und herausfinden, ob Rothenfels ebenfalls belagert wird. Wenn nicht, werdet ihr dort in Sicherheit sein”, erklärt sie schließlich.

Rothenfels ist die größte EuroForce-Kaserne dieser Region. Dort leben in einer umfunktionierten Burg über dem Main mindestens sechshundert Soldaten.

“Die Sonne geht in dreieinhalb Stunden auf”, flüstert Tekla und rutscht wieder tiefer in den Beifahrersitz.

Ich hatte gedacht, es würde eine längere Diskussion werden, doch die Stille verrät mir, dass die beiden die Augen zugemacht haben und eine Runde schlafen. Im Hintergrund hat das unregelmäßige Donnern der Kanonen aufgehört. Bedeutet es, dass Würzburg gefallen ist? Ist der Beschuss zum Häuserkampf geworden? Oder werden die Russen gerade von den herannahenden Aggrohorden bedrängt? Meine Gedanken driften davon, während ich erneut in einen unruhigen, wenig erholsamen Halbschlaf verfalle.

* * *

Das leise Geräusch der altmodischen Fensterkurbel weckt mich auf. Tekla lässt frische Luft herein. Die beschlagenen Fenster klären sich langsam. Ich spüre die ersten Sonnenstrahlen sanft an meinen Hinterkopf kribbeln. Für einen kurzen Moment fühlt sich alles friedlich an.

Tekla steigt aus und klappt die Lehne des Beifahrersitzes nach vorne, so dass wir auch rausklettern können. Ich lege das SIG-500 aufs Dach des Autos und strecke mich gähnend aus. Erst als ich mich umdrehe, fällt mein Blick wieder auf Miriams Körper. Für einen Augenblick hatte ich nicht mehr an sie gedacht und fühlte mich wohl dabei. Nun sinkt mein Herz erneut.

Elias ertappt mich dabei. Seine Hand streift sanft meine Schulter, während er zu den verrosteten Autowracks eilt. Er schaut dort eine Weile in die Kabinen rein und kehrt mit einer alten, halb verrotteten Decke zurück, mit der er die Leiche verdeckt.

Dann kehrt er zu mir zurück und stellt sich neben mich, als erwartete er Lob. Ich zwinge mich zu einem Lächeln und drücke kurz seinen Arm.

Claudia und Tekla haben sich zwischenzeitlich vor das Auto gestellt und beugen sich über die Landkarte, welche auf der feuchten Motorhaube liegt.

“Was würdest du jetzt alles für einen Kornkaffee mit Zichorie tun?”, fragt Elias.

“Mindestens drei Nächte Torwache.”

“Würdest du einen toten Aggro küssen?”

“Iiih.” Ich verziehe den Mundwinkel.

“Würdest du einem toten Aggro den Finger in den Arsch stecken für eine Tasse Kornkaffee mit Zichorie?”

“Hee!”, pflaume ich ihn an und schlage mit der Faust gegen seinen Oberarm, dass er kurz aufschreit.

Den Vorgang ignorierend treten Claudia und Tekla an uns heran.

“Meine Aufgabe ist, euch in Sicherheit zu bringen”, eröffnet Claudia. “Doch bevor wir nach Rothenfels fahren, müssen wir uns ein besseres Bild von der Lage machen.”

“Mit dem Auto können wir sicher jedem entkommen”, stimmt Elias eifrig zu.

Ich denke daran, dass dieses Auto nicht schneller fährt, als Kugeln fliegen, behalte solche Äußerungen aber für mich. Die Ungewissheit nagt an uns allen.

“Falls Marienberg gefallen ist, sind wir vielleicht die Einzigen, die in Rothenfels ein zuverlässiges Zeugnis darüber ablegen können”, fährt Claudia fort.

Ich blicke zum Horizont, wo der große Rauchkegel kilometerhoch zur Himmelsdecke aufsteigt.

“Ist nur ein blödes Gefühl, auf ein Schlachtfeld zuzufahren”, brumme ich.

“Manche Dinge müssen einfach geschehen, ob sie uns gefallen, oder nicht”, sagt Claudia. “Wir müssen es mit eigenen Augen sehen.”

Ich verstehe das. Auch wenn meine Instinkte mir raten, nicht nach Norden zu fahren. *Alba-Éireann*!

Die kurze Reise ist erstaunlich ruhig. Die jungen Waldausläufer entlang der Autobahn sind in blassen Morgennebel getaucht. Die Sonnenstrahlen wärmen meine Wange. Ich halte mir die Hand schützend über die Augen, während ich die frische Morgenluft genieße, die durch die offenen Fenster strömt.

Es dauert nur Minuten, bis wir das riesige Autobahnkreuz Biebelried passieren. Die A7 und die A3 begegnen sich hier. Wir bleiben auf der A7.

Ich mustere stumm die endlose Reihe aus rostenden Autowracks. Hier wurde ich gefunden. Hier fing mein Leben nach dem Großen Fieber an, inmitten des Großen Schlachtens. Unter anderen Umständen hätte ich dies gerne meinen Freunden mitgeteilt, doch der Zeitpunkt erscheint nicht richtig.

Kurz danach passieren wir bereits das nächste Autobahnkreuz zwischen Estenfeld und Kürnach. Claudia verlangsamt und fährt auf die B19 herunter. Wir starren aufmerksam auf das flache Land um uns. Vor Jahrzehnten befanden sich hier Felder, Gewerbegebiete, Reihenhäuser und Spielplätze. Nun haben dichte Gebüsche und stattliche Bäume ihren Rückzug vollzogen. Sogar dort, wo sich einst riesige Parkplätze zwischen Einkaufszentren, Apotheken und Baumärkten ausbreiteten, hatte der Wind inzwischen genug Sand und Erde verteilt, um frauhohe Sträucher wachsen zu lassen. Hunderte rostende Autos stecken mittendrin und verwandeln sich langsam in einen Teil der Natur.

Claudia fährt nun im zweiten Gang, berührt das Gaspedal kaum, damit der Motor möglichst leise ist. Falls sich auf einem der flachen Dächer entlang der Hauptstraße russische Scharfschützen befinden, sind wir verloren.

Auf beiden Seiten der Straße tauchen Ruinen von riesigen Einkaufszentren auf. Das Gelbblaue war wohl Möbeln gewidmet - zumindest erinnere ich mich, dass mir das jemand mal erzählt hatte. Bald kommt auf der linken Seite der nächste Einkaufstempel, diesmal in Rot. Das riesige Namensschild über dem Eingang ist halb abgestürzt und so kann ich nur das Wort “Markt” lesen.

Elias neigt sich zu mir und flüstert in mein Ohr: “Ganz schön seltsam, dass sich hier überhaupt keine Aggros befinden.”

Die B19 wird nun zu einer flachen Brücke, in die sich weitere Straßen eingliedern. Ich stelle mir kurz vor, wie es hier vor dreißig Jahren aussah. Die endlosen donnernden Autokolonnen, die von den Grellzeiten damals gerne als “Blechlawinen” bezeichnet wurden, tauchten die Straßen sicherlich in eine ganz andere, hektische Atmosphäre. Jetzt fühlen sich alle Städte wie riesige Friedhöfe an. Und gewisserweise sind sie es auch.

Von Würzburg sehen wir die ganze Zeit noch nichts. Die Stadtgrenze dürfte aber kaum einen Kilometer vor uns sein. Nur die hohe Rauchwolke verrät uns, dass sich das Ziel nicht weit befinden kann.

Auf der rechten Seite passieren wir einen schlanken Turm, der im Hof einer größeren Anlage steht. Ich lege den Kopf in den Nacken, um die Spitze zu sehen. Er hat ein rundes Kuppeldach, das wie eine riesige Mohnkapsel aussieht, sogar mit diesem kleinen Krönchen an der Spitze. Ich fühle mich von dem Turm magisch ange-

zogen. Als würde er geheimnisvolle Strahlen aussenden, die mein Gehirn durchdringen und mich locken.

“Das sind die Kliniken.” Ich beuge mich vor und blicke abwechselnd Claudia und Tekla an. “Es ist wie ein Viertel, das nur aus Krankenhäusern bestand. Die konnten damals alles heilen, gebrochene Knochen und tödliche Krankheiten.”

“Bis sie es eines Tages nicht konnten”, brummt Claudia.

Tekla folgt meinem Beispiel und starrt stumm auf den Turm, auf dessen Höhe wir uns nun befinden. Sie dreht ihren Kopf langsam zurück und mustert die Gebäude.

“Wir haben nur ganz wenig Verband dabei”, sage ich. “Außerdem könnte der Turm zugleich unser anderes Problem lösen.”

“Zu riskant”, erwidert Claudia. “Wir versuchen einen Blick von der Marienberg-Festung zu erhaschen und dann hauen wir ab.”

“Von dort sehen wir sicher über die ganze Stadt”, stärkt mir Elias den Rücken.

“Sei immer gerüstet. Auch dann, wenn es unnötig erscheint”, zitiert Tekla die sechste Regel des Überlebens. Die Aussicht auf eine erfolgreiche Geisterfahrt wird selten ignoriert.

Claudia versteht genau, weshalb dieser Zwischenstopp eine große Versuchung ist. Das geht ohne viel Erklärung. Alle größeren Städte waren wegen der hohen Anzahl an Aggros weitgehend unzugänglich. Auch die Marienberger schickten ihre Suchtrupps lieber ins Umland, als in die Straßen der Stadt zu ihren Füßen. Doch nun hatten die Aggros die äußeren Viertel der Stadt geräumt, dem Lärm eines sinnlosen Regionalkrieges folgend. Diese Gebäude konnten ein Füllhorn für medizinisches Material sein. So etwas verschmähte niemand.

Claudia blickt Tekla an, die Stirn gewohnt gerunzelt. Dann treffen ihre Augen über den Umweg des Rückspiegels auf meinen Blick.

“Zehn Minuten für das Geistern”, legt sie fest. “Dann sehen wir uns den Turm an. In dreißig Minuten sind wir weg.”

* * *

Die Schranke am Außentor steht offen. Wir fahren im Schritttempo durch eine enge Passage, vorbei an dem typischen Parkwächterfenster, das nun verstaubt ist und einen riesigen Sprung hat.

“Wohin?”, fragt Tekla.

“Hier dürfte alles Krankenhaus oder Klinik sein”, sagt Claudia und lässt den Wagen leise bis zum Stillstand ausrollen. “Wir gehen einfach dort rein.”

Schnell steigen wir aus und schleichen uns mit den Sturmgewehren vor dem Bauch entlang der Hausfassade. Ich bin sicher, zwischen den Gebäuden hatten sich einst schmucke Rasen erstreckt. Nun steht dort schulterhoch wildes Gras und aus den dicken Sträuchern tschirpt es unentwegt. Einige der Häuser versinken geradezu in Schlingpflanzen. Von den teils eingestürzten Dächern kreischen sich gegenseitig Vögel an. Ansonsten herrscht hier dieselbe Stille, die einem heutzutage in allen Städten begegnet. Vorausgesetzt eine Horde röchelnder Aggros ist nicht gerade im Anmarsch. Doch von den ist hier gerade keine Spur. Ein faszinierendes Gefühl.

Aus der Ferne dringt ein leises Donnern zu uns. Meine Augen suchen den Himmel ab, doch es gibt keinen Anlass ein Gewitter zu erwarten. Es muss noch immer die Artillerie sein. Doch es ist nur ein einzelnes Dröhnen, das schnell verhallt. Nach einer Weile erklingt es erneut und dann wieder, und wieder. Bald schon nehmen wir es kaum zur Kenntnis.

Wir erreichen den ersten größeren Gebäudeeingang. Das Tor steht weit offen, gleich neben einer Betonrampe. Ich glaube,

hier hielten die Krankenwagen mit verletzten Menschen an.

Claudia stiert eine Weile in das schattige Innere und geht voran. Wir folgen wortlos. Im Erdgeschoss befindet sich nicht viel. Der Zustand der Büros und Krankenzimmer macht deutlich, dass hier bereits geplündert wurde.

Überall liegen Dogger. Unsere Blicke suchen nach Ratten.

Geisterfahrten sind gefährlich und so gilt es, paar Tricks zu lernen. Denn alles erzählt eine Geschichte. Wer zum Beispiel einen Keller betritt, in dem viele Ratten herumlaufen, kann sicher sein, dass keine Aggros in der Nähe sind.

Hier lässt die vollständige Abwesenheit von Ratten vermuten, dass es hier Scharen von Aggros gab, die über die Jahre alle Ratten vertilgt haben, weshalb diese Anlage schließlich von allen Nagetieren gemieden wurde. Noch vor einigen Stunden hatten sie hier gestanden, in diesem seltsamen Schlaf, aus dem sie das geringste Geräusch sofort erwecken kann. Sie alle waren wohl hinausgehetzt, als die Russen die Festung beschossen haben.

Über eine breite Treppe begeben wir uns nach oben in den ersten Stock. Die Dogger auf der Treppe sind nur noch Skelette in verrotteter Kleidung. Die liegen hier schon seit dem Großen Fieber herum. Wir steigen vorsichtig über sie drüber, bemüht keine Geräusche zu machen.

“Hey”, flüstert uns Elias zu und deutet auf eine offene Tür. Es ist relativ kleiner Raum, in dem große Metallkommoden stehen. Ich öffne die Schubladen und starre auf originalverpackte Injektionen, Verbandszeug, Pflaster.

“Das ist dein Auftritt”, befiehlt mir Claudia leise, während sie weitergehen.

Da ich in unserer kleinen Dorfschule etwas mehr aufgepasst hatte, bin ich jetzt für alles verbucht, das irgendwie mit “Wissenschaft”, “Medizin” und “Vergangenheit” zu tun hat. Mir soll’s recht sein. Ich öffne meinen Rucksack und werfe alles rein, was mir in die Hand kommt. Ich entdecke auch Skalpelle und allerlei Klemmen, deren Zweck mir nicht so ganz klar ist. Doch vielleicht gelingt es mir, ein medizinisches Fachbuch zu finden.

Ich schaue mir auch die kleinen Ampullen und Fläschchen an. Was immer in ihnen drin sein mag, ist nach dreißig Jahren vermutlich gänzlich wirkungslos. Dennoch werfe ich einige in den Rucksack.

“Ssssst”, jemand zischt äußerst konspirativ auf dem Gang. Ich stecke stirnrunzelnd den Kopf aus der Tür und entdecke am Fußende der Treppe Elias, der mit einem bedeutsamen Blick den Zeigefinger gegen die Lippen presst.

Ich werfe mir den Rucksack über die Schulter und laufe ihm möglichst leise nach. Wir erreichen bald Claudia und Tekla im zweiten Stock. Sie knien auf dem Boden, direkt unter einem Fenster. Offensichtlich befindet sich etwas da draußen, doch sie wollen nicht riskieren, entdeckt zu werden.

Plötzlich habe ich eine Idee. Ich setze mich dazu, mit dem Rücken zur Wand. Das Fensterbrett ist direkt über meinem Kopf. Ich krame hastig in meinem Rucksack, bis ich einen Mundspiegel in der Hand halte. Dies ist ein kleiner, runder Spiegel, der sich am Ende eines schmalen Stabs befindet und von Zahnärzten benutzt wurde.

Zahnärzte. Wie gerne würde ich mal einen Zahnarzt erleben. Bei uns gibt es nur Zahnreißer. Und glaube mir, das ist nicht dasselbe. Schnell breche ich die Verpackung auf.

Ich schiebe die Hand vorsichtig über meinen Kopf, während mein Blick auf den kleinen runden Spiegel geheftet ist. Die anderen beobachten mich stumm, während ich auf diese Weise den Parkplatz absuche.

Dann erkenne ich es.

“Iwans”, flüstere ich.

Es ist eine Gruppe aus Russen, die offensichtlich einer ähnlichen Mission folgen, nur mit mehr Kapazitäten. Rucksäcke haben sie keine dabei, woraus ich schließe, dass sie Scouts sind und der Rest ihrer *Armija* bald mit leeren Lastwagen eintreffen wird. Gemessen daran, was wir alles nach nur zehn Minuten gefunden haben, ist dieses medizinische Zentrum auch für sie eine echte Fundgrube.

Es gilt auch nicht anzunehmen, dass dieselben Aggros, die jahrelang hier waren, nun zurückkommen würden - als ob dies ihr Zuhause wäre. So funktionieren Aggros nicht. Über die Jahre werden sich die Korridore dieser Gebäude wieder mit zufälligen Aggro-Gestalten füllen, doch bis auf Weiteres war diese Anlage geräumt.

Die Bewohner der Festung Marienberg waren sicher schon früher mal hier. Das ausgeräumte Erdgeschoss belegte es. Mit Hilfe von Sirenen oder sehr lauten Schlägen auf ein Blech ließen sich ähnliche Effekte erreichen. Doch all das konnte nicht mit der Klangwirkung von Artillerie mithalten. Die Innenstadt musste nun ein fürchterlicher Todeskessel sein, in dem sich tausende Aggros aneinander pferchten.

Es spricht für die strategische Findigkeit der Russen, dass sie nicht trödelten, sondern sogleich aus Zitronen Limonade machten.

“Ich wünschte, ich hätte das Auto besser versteckt”, grummelt Claudia leise.

Wir hören deutlich das herannahende Rattern von schweren Transportern. Dann scheppern aus dem Erdgeschoss die Geräusche von Springerstiefeln auf zerbrochenem Glas. Der Schall trägt in den leeren Korridoren besonders gut.

Wortlos bedeutet uns Claudia, ihr zu folgen. Die Russen im Erdgeschoss sind nicht allzu leise, weshalb sie den Klang unserer Schuhe nicht wahrnehmen. Hastig rennen wir ans Ende des langen Hauptgangs, bis wir das Ostende des Gebäudes erreichen.

Im hintersten Krankenzimmer schließen wir die Tür leise hinter uns und blicken aus dem Fenster. Wir achten gar nicht auf das seltsam gewundene Skelett, das auf dem großen Bett liegt und so aussieht, als hätte es jemand halb herausgezerrt. An der Außenkante der Fassade verläuft ein senkrechter Regenabfluss, doch auf die dreißig Jahre alten Wandhalterungen würde ich mich nicht verlassen. Wäre das hier die Südseite, wir könnten sicherlich einfach nur in die dicken Triebe der Kletterpflanzen greifen und zügig die zwei Etagen herunterklettern. Doch hier ist auch daran nicht zu denken.

Claudia fasst in ihren Rucksack und zaubert ein anständiges Nylonseil hervor. In wenigen Augenblicken ist es um das Fußende des massiven Krankenbettes geschwungen. Dann wirft sie die beiden Seilenden aus dem Fenster.

Während Tekla rausklettert, fällt mein Blick auf ein vergilbtes Päckchen, das neben dem Dogger auf dem Nachttisch liegt. Ich mag solche kleinen Rätsel. Mit großer Wahrscheinlichkeit befindet sich drin eine dreißig Jahre alte Schokolade. Doch manchmal habe ich auch Glück und dann kommen wundersame Dinge zum Vorschein. Ich greife nach dem säuberlich gefalteten Packpapier. Die Klebestellen hatten sich längst gelöst, doch das Packband hält alles noch stramm zusammen. Ich verstaue es in meinem Rucksack.

“Weiter!”, befiehlt Claudia.

Elias hat gerade das Fenster verlassen und so folge ich ihm.

Unten angekommen steht Tekla längst mit der Schulter an der Hausecke und blickt vorsichtig die Straße runter. Sie nickt Claudia kurz zu und bedeutet ihr damit, dass wir nicht hasten müssen. So

hat Claudia Zeit, das Seil herunterzuziehen. Sie hält einen Teil des Knäuels Elias unter die Nase. Gehorsam greift er danach und beginnt das Seil wieder zusammenzuwickeln.

Der Weg zurück zum Auto ist allerdings abgeschnitten. Geduckt eilen wir weiter östlich. Bald befinden wir uns direkt unter dem schlanken Turm, der mich an eine Mohnkapsel erinnert. An ein Hochlaufen können wir nun nicht denken. Zu leicht könnte das zu einer Falle werden.

Wir umlaufen lieber die Hofmauer, die den Turm einsperrt und erreichen nach wenigen Augenblicken die Asphaltstraße. Über uns verläuft jene Brücke, auf der sich die B19 und B8 vereinigen. Im Schatten hinter einer dicken Betonsäule lassen wir uns kurz nieder und kommen wieder zum Atem.

Inzwischen hören wir weitere Motorengeräusche. Geduckt lassen wir sie passieren. Es sind mindestens vierzig Autos, überwiegend große Transporter mit Ladeflächen.

“Die wissen genau, was sie machen”, sagt Tekla leise.

“Ich glaube, die wollen gar nicht den Marienberg erobern. Die wollen einfach nur in Ruhe die Gebäude leerräumen”, überlege ich.

“Vielleicht fällt ihnen das Auto nicht auf”, überlegt Elias. Es wäre schade um das Nachtsichtgerät und auch andere Sachen.

Dschingiskanismus, so nannte es Albert. Bewaffnete Einheiten stürmen über die Main-Grenze und geisterfahren einen ganzen Ort leer. Dann ziehen sie wieder zurück nach Iwanistan ab. Früher gab es solche Überfälle öfter. Zumindest als es in den Kleinstädten noch etwas zu holen gab. Aber eine Stadt wie Würzburg in einer großangelegten Operation zu plündern, ist eine neue Qualität.

“Ich könnte mich zurück auf das Gelände anschleichen und herausfinden, ob wir das Auto erreichen können”, schlägt Elias vor.

“Du bleibst schön hier”, zische ich. Er blickt mich beleidigt an.

“Wir können hier nicht sitzen und warten, bis sie fertig sind”, meint Claudia und rückt ihren Rucksack zurecht. “Ich sage, die ursprüngliche Mission gilt. Wir müssen uns den Marienberg anschauen und in Erfahrung bringen, was eigentlich los ist.”

“Vielleicht finden wir einen Autohändler”, fügt Tekla hin.

“Es sind unglaublichere Dinge passiert”, brummt Claudia. Sie hält das SIG-550 im Anschlag und eilt voraus, während wir wie kleine Enten folgen.

Sie sagen es nur, um Elias zu motivieren. Die Chance, einen intakten Wagen zu finden, der nicht verrottet und von Tieren zerfressen ist und gleizeitig einen vakuumverschlossenen Benzinkanister und eine intakte Batterie danebenstehen hat, ist sehr gering. Ritschies stolze Sammlung in Castell war eine seltene Ausnahme. Es war mehr Glück, als uns vielleicht zustand. Unser Glückskonto war vermutlich aufgebraucht.

“Ich würde sagen: Süd-Westen”, sagt Claudia und deutet ungefähr in jene Richtung, in die wir zuerst gefahren sind, bevor wir hier abgebogen waren. Leicht geduckt eilen wir von einer Betonsäule zur nächsten. Immerhin spielt der Schatten der B19 über uns zu unserem Gunsten. Nach einer Weile halten wir an und ruhen uns schwer atmend aus.

Unser Weg wird von zugewachsenen Bahngleisen gekreuzt. Es sind mindestens fünf parallel verlaufende Schienen, fast unsichtbar in hohem Gras.

“Von hier sind es zehn Minuten zum Hauptbahnhof”, erzähle ich. Meine Kenntnis des Stadtbilds ist allerdings sehr theoretisch.

Wir steigen die kleine Steinböschung hoch und tauchten in das hohe Gras ein.

All das Gestrüpp auf den Bahngleisen ist ein hervorragender Schutz für uns. Von allen Seiten zirpen Grillen, während die pralle Sonne unsere Nacken erhitzt. Die Zeit scheint hier genauso stillzustehen, wie die heiße Luft um uns.

Nach zweihundert Metern hebt Claudia stumm die Hand. Wir sinken in die Hocke und warten, bis eine weitere Kolonne aus gepanzerten Jeeps und Lastautos in Sichtweite vorbeifährt. Claudia löst sich aus dem Gras und schleicht sich vorsichtig an den Rand der Gleisbrücke. Vorsichtig blickt sie über das Geländer herab auf die Straße.

"Ich glaube, die ziehen ab", berichtet sie Augenblicke später. "Vollbeladen mit Zeug."

Die Gleisstränge verlaufen parallel mit Wohnhäusern, auf deren Dächern sich Vogelnester aneinander drängen. Einige Fassaden sind bereits eingestürzt, zersetzt von dichten Schlingpflanzen, die hier fast jedes Gebäude überwuchern. Und in der Ferne grollt noch immer der wiederkehrende Donner. Ungefähr aller drei Minuten.

Zu unserer Rechten reihen sich allerlei Altbauten. Miethäuser. Mein Blick streift über die Reihen von Glasfenstern. Manche zerschlagen, manche noch intakt. Ich stelle mir vor, wie einst hinter jedem Fenster eine eigene Biographie stattfand und ein ganz eigenes Lebensschicksal sich entfaltete, bevor alles zusammenbrach.

Ein vertrautes Röcheln reißt mich aus den Gedanken. In einem der Fenster steht ein Aggro und giert nach uns. Die Luftlinie von den Gleisen bis zu der Hausfassade beträgt höchstens fünfundzwanzig Meter. Aggros können sich im Wald recht agil bewegen. In urbaner Umgebung wirken die manchmal etwas unbeholfen, da sie nicht wissen, wie Türklinken funktionieren. Dieses Aggro bricht schon bald mit den Armen durch die Glasscheibe. Knurrend lässt es sich vornüber fallen und stürzt die drei Stockwerke in den Abgrund. Der Aufprall ist dumpf. Das dunkle, fast schwarze Blut verteilt sich schlagartig über das Straßenpflaster.

Drei Stockwerke werden nicht reichen, denke ich mir. Und tatsächlich setzen sich die Gliedmaßen bald schon in Bewegung. Doch mehr als ein beharrliches Rudern der gebrochenen Arme und Beine scheint diesem kaputten Körper nicht mehr möglich zu sein.

Tekla schüttelt kurz den Kopf und blickt voraus. Die Gleise verdoppeln sich und bald überqueren wir eine Grasfläche, über die mindestens zwölf Schienenpaare verlaufen. Auch die Anzahl der stählernen Strommasten nimmt zu, beinahe wie ein kahler Wald aus abgestorbenen Bäumen. Der Bahnhof ist direkt vor uns.

"Ich mag Züge", erzählt mir Elias. "Ich würde so gerne mit einem Zug fahren. Claudia! Bist du jemals mit einem Zug gefahren?"

"Klar", antwortet sie. "Wir haben mal Urlaub auf Sylt gemacht, da ging es die ganze Nacht durch. Wir sind irgendwo hier umgestiegen." Sie deutet auf den Bahnsteig vor uns. "Ich weiß noch, wie der Zug hieß. Alpen-Sylt-Nachtexpress.«

Ich freue mich, dass Claudia auf Elias eingeht, anstelle ihn anzupflaumen, wie ich es von ihr eher erwarten würde. Meine Gedanken kehren ständig zur Miriam und so fühle ich mich gänzlich ungeeignet, auf seinen Übermut einzugehen.

Doch mein stummer Blick bleibt kurz an Tekla hängen, die Elias von der Seite beobachtet. Ihre Augenbraue im Zweifel hochgezogen.

»Und wie war das so im Zug?«

Claudia schweigt eine Weile.

»Mir kam es wie ein Wohnhaus auf Rädern vor. Es gab winzige kleine Wohnungen mit Betten, es gab Toiletten und es

gab ein Restaurant an Bord. Das gefiel mir am meisten.«

Viel mehr kann sie aus ihrem Gedächtnis nicht rausquetschen. Als das Große Fieber ausbrach, war Claudia fünf Jahre alt. Sie ist zwar die einzige von uns, die in der Grellzeit gelebt hat, aber was kriegt eine Vierjährige schon mit? Dann hält sie kurz nochmal inne.

»Ich erinnere mich an das ständige Poltern der Gleise. Ungefähr so: Pa-dam, pa-dam, pa-dam.«

Tekla schüttelt fast unmerkbar den Kopf und zieht ihr G22 von der Schulter und nimmt es in Anschlag. Dies ist nicht alarmierend. Tekla benutzt oft das Zielfernrohr, um die Umgebung zu betrachten. Sie ist da sehr achtsam und niemand von uns würde jemals diesen Grad an Bereitschaft belächeln. Es gibt kaum noch unachtsame Menschen auf dieser Welt. Denn sie sind alle längst tot.

Schmerzhaft wird mir bewusst, dass mein Feldstecher im Auto geblieben ist. Claudia hat ihren sicherlich im Rucksack. Ich kann es kaum erwarten, wie sie es mir unter die Nase reibt. Vermutlich mit irgendeiner Bemerkung darüber, warum ich die Armee verschmäht habe. Und worin der Unterschied zwischen Tekla und mir besteht.

“Wenn wir durch den Hauptbahnhof laufen, enden die Gleise dahinter im Main”, erklärt sie Tekla. “Ich habe vorhin eine Kirchturmspitze gesehen, vielleicht fünfhundert Meter entfernt. Von dort werden wir alles sehen.”

Zu unserer Linken ist das niedrige Bahnhofsgebäude. Dahinter verblasst langsam die riesige Rauchsäule gegen den blauen Himmel.

Wir erreichen den ersten überdachten Bahnsteig. Wir legen die Waffen vor uns auf die Plattform und ziehen uns hoch. Vor uns steht ein weißer Zug mit einem roten Streifen versehen, der entlang seiner gesamten Länge läuft. Genau genommen ist das Weiß längst gelblichen, grauen und braunen Farbtönen gewichen, während das gesamte Dach dick mit trockenem Taubenkot bedeckt ist.

Die Nase der Lokomotive erinnert mich an eine Schlange. Dieses Fahrzeug muss sehr schnell gewesen sein. Die Türen sind offen, ganz so als würde jemand auf die Ankunft der Passagiere warten. Neben jeder Tür ist eine kleine grüne Tafel angebracht, auf der steht “Unterwegs mit Ökostrom”.

Wir steigen ein und durchqueren einen Waggon. Im Inneren liegen die vertrauten Dogger, allesamt uralte, abgenagte Skelette. Sie bezeugen das übliche Massaker. Hier ist wenig zu finden. Zurück auf dem Bahnsteig gehen wir bis ans Ende des Zugs und klettern dort zurück auf die Gleise.

“Hey, ich weiß, was das ist!”, ruft Elias aus und zeigt auf die Ostseite des Bahnhofs. Dort reiht sich im Halbkreis ein rotes Tor an das andere. Das ganze Gebäude ist wie ein riesiger Buchstabe C.

“Das ist eine Drehscheibe mit Lokschuppen!” Er hastet sogleich los.

“Eli”, rufe ich stirnrunzelnd hinterher. “Bleib hier!”

Wir beeilen uns, ihm nachzukommen, während wir quer über die rostbraunen Gleise springen.

Die Anlage hat fast dreißig Meter im Durchmesser. Es erinnert mich ein wenig an ein altertümliches Amphitheater, das ich aus einem Buch kenne. In der Mitte der Arena ist eine Brücke aus Stahl und Beton, die an beiden Enden in Schienen übergeht. Doch hierzu gibt es zahlreiche Schienenanschlüsse, die sonnenstrahlartig von der Mitte aus in alle Richtungen gehen und sogleich vor den roten Toren der C-förmigen Gebäudes enden.

“Über die Drehscheibe lässt sich die Richtung einer Lokomotive ändern, oder auf das Tor im Lokschuppen ausrichten!”,

erklärt Elias und rennt kurz über die kleine Brücke. “Schade, dass ich es nicht in Bewegung setzen kann!”

Ich beobachte seine Begeisterung. Zugegeben, er verhält sich nicht wie der perfekte Soldat, den Claudia aus ihm gerne machen würde, doch ich bin dankbar dafür, dass er nicht jetzt gerade einen kompletten Nervenzusammenbruch wegen all dem erleidet, das in den letzten zwei Tagen passiert ist.

Elias rüttelt an der Türklinke des kastenförmigen Führerhäuschens, das zugleich Teil der beweglichen Brücken ist.

“Bei der Bedienung der Anlage dreht sich der ganze Raum hier mit”, erzählt er mit weit aufgerissenen Augen.

“So ein Zeug weißt du”, wundert sich Claudia, “aber nicht, dass Autos elektrische Batterien haben.”

“Ich mag Züge irgendwie lieber als Autos.”

“So aufregend finde ich das jetzt aber nicht”, flüstert mir Tekla zu.

“Lass ihm seinen Spaß”, entgegne ich.

Langsam begeben wir uns in östliche Richtung. Elias lassen wir zurück, wie einen tollenden Hund, bei dem man sich darauf verlassen kann, dass er früher oder später hinterher kommt.

“Ich finde das nicht normal”, sagt Tekla mit gedämpfter Stimme, so dass nur ich es hören kann.

“Wovon redest du?”, wunderte ich mich.

“Wie er mit allem umgeht. Was mit Miriam passiert ist. Es registriert bei ihm gar nicht.”

“Jeder trauert anders”, erwidere ich.

“Er trauert überhaupt nicht.”

“Was willst du mir damit sagen, Tekla?”

“Dass mit ihm etwas nicht stimmt. Das war schon vor Jahren so. Früher war mir das egal, weil ich mit ihm nicht durch Aggro-Gebiet gezogen bin.”

Sie geht etwas schnell, um Claudia einzuholen. Ich blicke ihr etwas sprachlos hinterher.

Elias löst sich nur ungern von seiner Drehscheibe. Ich blicke immer wieder etwas besorgt zurück. Endlich setzt er sich in Bewegung und eilt uns hinterher. Wir überqueren die breite Rimparerstraße und betreten das Grombühl-Viertel. Würzburg besteht hier aus einem dichten, aber auch recht geometrischen Netz aus Altbauten. Viele sind stark von Schlingpflanzen zugewachsen, doch ich stelle oft fest, dass Ziegelgebäude dem Zahn der Zeit besser trotzen, als ein modernes Bauwerk aus Beton, Stahl und Glas.

Auffällig sind auch die krassen Mengen an Tauben- und Fledermauskot auf den Dächern und Hauben der Autowracks. Bei uns auf dem Lande ist Schrott meistens durchwachsen mit Gebüschen und aus den meisten Autos am Straßenrand wachsen Gras und Unkraut. Hier in der Stadt ist jedoch alles mit dieser getrockneten weißen Glasur aus Vogelscheiße bedeckt.

Die Matterstockstraße verläuft recht genau von West nach Ost. Zu unserer Linken steigen die Querstraßen steil in den dichtbewachsenen Hang am Stadtrand. Ich vermute, früher hatten sich dort Weinberge befunden. Elias hebt plötzlich etwas von dem Unrat auf dem Gehsteig auf. Es ist eine alte Tafel. Vermutlich hing sie hier an der Hausecke.

“Ein Gebrauchtwagenhändler”, meldet er stolz und hält das Schild hoch. “Nur hundert Meter von hier!”

Ich deute ihm unauffällig an, nicht so laut zu sprechen, was er mit einem kurzen missbilligenden Blick quittiert.

“Guter Fund”, sagt Claudia leise. “Wir sehen es uns danach an.”

Ich ärgere mich insgeheim, dass wir vorhin auf mein Drängen hin in das Klinikviertel abgebogen waren. Hätten wir es nicht getan, säßen wir nun längst wieder in

unserem Dodge Challenger und rasten nach Rothenfels. Sicherlich konnten all die Medikamente und Mullbinden, die ich nun im Rucksack trug, irgendwann unser Leben retten. Doch vorerst brachte ich uns alle nur in Gefahr.

Ohnehin frage ich mich, wie es mit uns weitergeht. Gibt es nun einen offenen Krieg mit den Russen? Werden sie Elias und mich einziehen? Oder war diese ganze Region in Wirklichkeit verlorener Boden, und wir wussten es nur noch nicht? In der Ferne erklingt das inzwischen vertraute Donnern.

Vorsichtig in alle Richtungen blickend, erreichen wir den Kirchenplatz, der sich über der Straße befindet. Wir gehen die neun Stufen hoch. Ich lege den Kopf in den Nacken und blicke zur Turmspitze. Claudia hatte recht. Es ist der perfekte Aussichtspunkt.

Das große Tor ist verriegelt. Eine massive Kette ist um die beiden Türgriffe gewickelt, straff zusammengehalten von einem schweren Vorhängeschloss.

"Zeit für den Schlossfachmann", fordere ich Elias auf. Doch Claudia tritt zuerst an Tor und rüttelt etwas an der Kette. Sie zieht das KM 2000 Kampfmesser raus und klemmt es zwischen zwei Kettenglieder. Sie spannt ihren Arm an und die Eisenstücke zerspringen. Ich trete näher und helfe ihr, die Kette abzunehmen. Der braune Rost klebt mir an den Fingern.

Das große Tor gibt ein lautes Ächzen von sich, das im Inneren weiterhallt. Wir treten ein. Das Kirchenschiff ist in einem hervorragenden Zustand, beinahe so, als wäre die Zeit hier stehen geblieben. Doch der Boden und die Holzbänke sind mit einer daumendicken Schicht aus Fledermausmist bedeckt. Ebenso die zahlreichen Dogger, die überall herumliegen, beinahe so als hätte es nach ihrem Ableben eine Stunde geschneit.

Wir alle sind nun vorsichtig in unserem Auftreten. Dieses Zeug ist ungesund und so bemühen wir uns, nicht unnötig viel von diesem ekligen Staub mit den Stiefeln aufzuwirbeln.

Damals, als das Große Fieber ausbrach, haben sicherlich viele Menschen hier ein letztes Mal gebetet. Allen Aufrufen der Regierung zum Trotz, vermute ich. Ich weiß aus Erzählungen, dass in 2029 versucht wurde, Ausgangssperren zu verhängen und Menschen dazu anzuhalten, sich zu isolieren und zuhause zu bleiben. Doch dies war keine weitere Grippe, denn mit dieser Krankheit kam die Resilienz und damit die Aggros.

Wir können nur raten, wer diese Menschen hier eingesperrt hat und zu welchem Zweck. Um sie zu isolieren? Um sie zu beschützen? Um sie daran zu hindern, wieder herauszukommen? Oder um die wütenden Aggros daran zu hintern, hereinzukommen?

Die Position der Körper deutet auf verzweifelten Überlebenskampf hin. Doch die Dogger sehen nicht zerfleischt aus. Wäre eine Horde Aggros hier eingedrungen, sie hätten eine Menge loser Knochen hinterlassen. Abgenagt und abgekaut. Diese Leute hatten sich jedoch gegenseitig getötet, während einige andere einfach nur sitzen geblieben waren, bis ihr Körper aufgegeben hat. Den Rest übernahmen Ratten, Fledermäuse, Insekten und Bakterien. Mit großer Wahrscheinlichkeit gehörten sie zu der Mehrheit, die weder immun noch resilient war. Sie waren jene Menschen, deren Zeitalter binnen einer Woche zu Ende ging. Geblieben war nur diese szenische Darstellung aus Skeletten.

Plötzlich denke ich an einen Satz von Schiller, den mir Albert beigebracht hatte: "*Dreifach ist der Schritt der Zeit: Zögernd kommt die Zukunft hergezogen, Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen, Ewig still steht die Vergangenheit.*"

Ich glaube, die Zukunft der Menschen kam mit vielen Warnsignalen daher, doch als die Grellzeiter begonnen hatten, diese Signale richtig zu verinnerlichen, flog bereits das "Jetzt" an ihnen vorbei.

Der ferne Donnerschlag setzt wieder ein. Ich werde aus meinen Gedanken herausgerissen. Claudia und Elias stehen an einer Tür, links vom Eingangstor. Tekla hält sich in der Tornähe auf und behält den Kirchenplatz im Auge. Ich höre das schmale Werkzeug in Elias' Händen klappern.

Religion ist eine seltsame Sache, denke ich mir. Nach dem Großen Fieber sind viele kleine Gemeinden sehr religiös geworden. Und es gibt unzählige Prediger, die bis heute überall ihr Glück versuchen. Auch im NEA-Wohn-Cluster schlugen sie früher auf, insbesondere als ich noch ein kleines Kind war. Sie haben eine Menge Leute abgeworben und in den Westen mitgenommen, wo Religion teilweise sehr hochgehalten wird. Doch die Begründer unseres Wohn-Clusters hatten einen großen Wert darauf gelegt, dass die Gemeinde säkular gehalten wurde.

Natürlich gab es in meiner Kindheit viele, die der Meinung waren, das Große Fieber sei Gottes Werk oder eine göttliche Strafe, für ein Leben voller Gier und Laster. Und ich habe gehört, all die Araber, die das südliche Europa überrannt haben, wären außerordentlich religiös. Es gab mal eine kleine Gruppe im NEA-Wohn-Cluster. Alles Nachkommen von Migranten aus der Grellzeit. Sie hatten viele Jahre darum gekämpft, eines der Gebäude in Neustadt in eine Moschee umfunktionieren zu dürfen. Ohne Erfolg.

Als dann die Stadtkirche wieder in Betrieb genommen wurde, platzte ihnen der Kragen und sie zogen ab. Es wird erzählt, sie wären nach Süden gegangen, um sich dort den Moslems im Kalifat anzuschließen. Aber ich weiß nicht, ob das stimmt.

Professor Albert Kring hatte sich damals vehement gegen die Öffnung der Kirche ausgesprochen. Doch die Bürgermeister hatten den Gläubigen mit der Begründung nachgegeben, dass das Christentum bei uns zumindest eine regionale Geschichte hat und somit nicht in Gänze ignoriert werden kann. Etwas in der Art. Ich erinnere mich, wie Albert zu mir wütend sagte: "Milliarden Tote, aber wir tragen immer noch unseren alten Ballast mit uns herum."

Und doch fällt es mir auch schwer, kategorisch und mit Eifer die Religion abzulehnen. Das liegt wohl in erster Linie daran, dass ich sie nie erlebt hatte. Albert hatte als Junge ministriert und eine Weile im Pfarrhaus in irgendeinem Kaff in Oberbayern gelebt.

Ich besaß all diese Erfahrungen nicht. Oft dachte ich mir, dass ich erstmal ein Gefühl von echter religiöser Verzückung erfahren sollte, bevor ich mir eine endgültige Meinung bildete. Doch solche Empfindungen haben sich bei mir nie eingestellt. Meine Ablehnung des Glaubens an einen Himmelsgott, der über uns waltet, und uns belohnt und bestraft, war also weitgehend das Resultat von Alberts Ausbildung und meiner eigenen Überlegungen. Doch, was ist, wenn Religiosität so etwas wie Sex ist? Es ließ sich stundenlang darüber reden und hierbei eigene Positionen formulieren, dafür und dagegen sein, doch alles das hat nichts damit zu tun, wie es erlebt wird.

Tekla schnippt mir im Vorbeigehen mit den Fingern vor dem Gesicht. Vermutlich mache ich einen sehr abwesenden Eindruck. Ich folge ihr und bald schon steigen wir eine enge Spindeltreppe nach oben.

* * *

Claudia und Elias sind längst da und blicken stumm in die Ferne. Claudia hält die Okulare ihres Feldstechers vor die Augen, während sie ihre Ellbogen gegen das Steinfenster stützt.

Der Blick auf Würzburg ist überwältigend. Seit meiner Geisterfahrt am Stadtrand von Nürnberg habe ich nicht mehr so ein Meer aus Dächern gesehen.

Wo einst kleine Parks und Kinderspielplätze zwischen den Häuserreihen waren, haben sich längst wuchernde Inseln aus Bäumen, Gebüschen und Schlingpflanzen durchgesetzt, die von allen Seiten die alten Bauwerke angreifen und zu würgen scheinen. In den Baumkronen zwischen den Hausfassaden leben tausende Vögel. Ihre ferne Singstimmen und ausgelassene Schreie beherrschen das Klangbild. Der Anblick erinnert mich sogar ein wenig an Fotos versunkener Maya-Städte, die ich mal in einem Buch gesehen habe. Ein Blick genügt, um zu erkennen, dass nun der Urwald das Sagen hat. Der behauene Stein leistet zwar hier und da noch Widerstand, doch mutet dies mehr wie eine Mahnung an die Nachkommen an.

Die Lage der Festung Marienberg offenbart sich sofort. Der Hügel ist vollständig mit Aggros belagert. Ich habe noch nie so viele Resiliente auf einem Haufen gesehen. Es müssen Tausende sein. Sie bedecken den gesamten Hang zwischen dem Main und dem Gemäuer. Aus dieser Entfernung erinnern sie mehr an den Lausbefall eines Strauchs. Oder einen Ameisenhaufen. Sie scheinen überall zu sein. Nun verstehe ich plötzlich, weshalb die Marienberger nie die Stadt zu ihren Füßen flächendeckend ausräumen konnten.

Rechts davon haben auf einer anderen Anhöhe mehrere russische Einheiten Stellung bezogen. Mit Hilfe von Mörsern feuern die Russen in unregelmäßigen Abständen eine Rakete in Richtung der Festung. Offensichtlich interessiert es sie nicht besonders, wie gut sie treffen. Es geht nur darum, durch die Explosion eine stetige Lärmquelle zu erzeugen, die unentwegt die Aufmerksamkeit der Aggros auf sich zieht.

Damit schlagen die Russen mehrere Fliegen mit einer Klatsche. Die Aggros haben die Straßen von Würzburg geräumt und drängen sich über die Mainbrücken auf die Nordseite. So können die Russen recht entspannt die Stadt plündern, vermutlich in einer Weise, wie es noch niemandem bis jetzt gelungen war. Zugleich halten die Aggros die Marienberger im Schach, die nun in ihrer Festung stecken und hoffen müssen, dass die Aggros nicht durchbrechen.

Die ganze Methode war eigentlich ein alter Hut. Mit Lärm Aggros wegzulocken, war eine verbreitete Praxis. Allein mit Gewehrschüssen ließ sich so einiges bewirken und damit hunderte Untote in Bewegung versetzen. Doch Patronen waren wertvoll und so stellte sich stets auch die Frage, ob es das wirklich wert war. Und wer große Areale ausräumen wollte, brauchte echte Sprengkraft. Und darüber verfügte hier kaum jemand.

Die Großzügigkeit, mit der die Russen wahllos ihre Geschütze auf den benachbarten Hügel richteten, ließ allerdings vermuten, dass sie einen Weg gefunden haben, neue Granatmunition zu produzieren. Und konnten sie das, dann lag nahe, dass sie auch im Stande waren, in großen Mengen Gewehrpatronen herzustellen. Das waren alles keine frohlockenden Vorstellungen.

Ich stelle mir vor, wie furchtbar das gerade in der Festung sein muss, von Russen beschossen und von Aggros belagert zugleich zu sein.

Doch dann höre ich plötzlich Motorenlärm. Elias klopft hastig auf meine Schulter und deutet auf die Straße unter uns. Ich folge seiner Hand und mein Leben soll sich

für immer verändern. Aber das weiß ich in diesem Augenblick noch nicht.

Ein einsamer Jeep rast die Matterstockstraße entlang, zuerst vorbei an der Kirche, dann weiter Richtung Bahnhof. Am Steuer sitzt eine Frau. Ich erkenne deutlich ihr dichtes dunkles Haar. Sie trägt feste Soldatenhosen und ich erkenne in dem offenen Jeep sogar ihre Kampfstiefel auf den Pedalen. Ihr Oberkörper steckt in einem engen Unterhemd, während ihre nackten Schultern und Oberarme große Tätowierungen erkennen lassen. Ich sehe deutlich ein Sturmgewehr auf dem leeren Beifahrersitz liegen, während die Rückbank mit irgendwelchen Kisten bedeckt ist.

Ich denke, der Jeep wird gleich wieder aus unserer Sicht verschwinden, doch die Frau biegt im nächsten Augenblick nach links ab und parkt vor dem gelben Mietshaus. Durch das Dickicht können wir wenig erkennen, doch ihr Vorgehen macht deutlich, dass sie genau weiß, wonach sie sucht und wo sie es finden kann.

Tekla und Claudia sehen sich gegenseitig an.

“Den Jeep müssen wir uns schnappen”, sagt Claudia.

“Alba-Éireann!”, ruft Elias mit gedämpfter Stimme. Natürlich hält er das für eine tolle Idee.

Bevor ich einen meiner typischen Miesmachereinwände vorbringen kann, rasen sie schon alle drei die Turmtreppe herab. Ich folge ihnen wortlos. Es ist meine Schuld, dass wir den Dodge verloren haben. Darum halte ich lieber den Mund. Ich muss nur ein Auge auf Elias werfen, damit er nicht irgendeinen Unfug anrichtet oder zu Schaden kommt.

Von der Kirche bis zu dem parkenden Jeep sind es kaum mehr als hundertvierzig Meter. Die letzten Schritte können wir uns gut im dichten Gestrüpp des ausgearteten Parks verstecken. Tekla schiebt behutsam ihr langes Gewehr vor und musterte die Lage durch das Zielfernrohr.

“Sie ist in dem Laden”, flüstert sie. “Was ist das eigentlich?”

Aus der Fassade über dem schmalen Eingang ragt immer noch das Firmenschild. Ich lese nur das Wort “MONOPHON”, umgebrochen in zwei Zeilen. Neben dem kleinen Schaufenster kleben nach dreißig Jahren noch immer die verblassten Fetzen von Plakaten, durch Wind und Regen längst unlesbar gemacht. Da Innere des Geschäfts mutet intakt an und lässt vermuten, dass hier noch nie geplündert wurde.

“Das ist ein Plattenladen”, brummt Claudia.

Tekla zuckt mit den Schultern, da die Antwort bei ihr absolut keine Einsicht auslöst. Auch ich runzle die Stirn und mutmaße, dass es sich hier um irgendwelche Dachplatten handelt.

“Ich weiß, was das ist”, flüstert Elias und grinst breit. Er schlägt mir grob auf den Oberarm. “Ich weiß etwas, das du nicht weißt!”

“Was macht sie da?”, wundere ich mich, doch meine Freunde haben keine Antwort. Ich kann schemenhaft ihren Kopf erkennen, während sie in dem kleinen Laden über irgendwelchen Kästen gebeugt ist. Sie ist offensichtlich Teil der riesigen Geisterfahrttruppe, die gerade Würzburg durchstreifen, doch auf ihrer Einkaufsliste befinden sich weder Medikamente noch Werkzeug.

“Puste sie doch um”, flüstert Elias aufgeregt Tekla zu.

Claudia blickt kurz über die Schulter und wirft ihm einen missbilligenden Blick zu, mit dieser typisch hochgezogenen Augenbraue und der leicht gerunzelten Stirn.

Ich gebe Elias einen leichten Klaps auf den Hinterkopf.

“Sie kommt raus”, meldet Tekla leise.

Die ungeölten Angeln quietschen und ächzen angestrengt. Die Fremde presst ihren Rücken gegen den unwilligen Türflügel, da sie eine schwere Kiste in den Armen trägt. Sie schiebt sich seitlich heraus und steuert tatkräftig den Jeep an. Sie stellt die Kiste zu den anderen hinten rein und macht sie auf, hinter das Lenkrad zu klettern.

Endlich kann ich sie mir genauer ansehen. Sie ist kaum dreißig Jahre alt. Ihre schwarzen Haare werden durch ein umgebundenes Tuch hochgehalten. Ich glaube, in der Grellzeit nannte man das eine "Bandana". Ihre Oberarme sind mit verschlungenen Tätowierungen bedeckt.

Claudia und Tekla haben sich längst in Bewegung gesetzt. Der Blick der fremden Frau folgt sofort dem Rascheln des Gestrüpps, doch bevor sie etwas unternehmen kann, haben wir sie bereits umzingelt und zielen mit unseren Waffen auf sie.

Sie sitzt bereits auf dem Fahrersitz, den linken Fuß noch immer auf dem Straßenpflaster und hebt nun langsam die Arme hoch.

"Wir übernehmen hier", erklärt ihr Claudia mit lauter Stimme, unbekümmert darüber, ob die Frau sie verstehen kann oder nicht.

"*My zabirajem etu maschinu*!", rufe ich hinterher, um mich irgendwie nützlich zu machen.

Tekla ist längst am Heck des Jeeps und begutachtet etwas verwundert den Inhalt der Holzkisten.

"Wir müssen das alles rausschmeißen, wenn wir reinpassen wollen", sagt sie.

"*Davaj iz maschiny*!", wiederhole ich mit Nachdruck meine Aufforderung, in der Hoffnung sie sei nicht so umnachtet, um vielleicht doch nach der Maschinenpistole auf ihrem Beifahrersitz zu greifen.

"Ich habe es schon verstanden!", erwidert sie stattdessen auf Deutsch mit einem starken englischen Akzent. Sie stellt sich langsam auf die Beine und tritt von dem Auto weg.

"Wer bist du?", frage ich sie und trete näher. Claudia springt behände in den Jeep und greift zum Zündschlüssel. Doch es folgt nur ein kurzes Klicken.

"*Yeah, that's right*", sagt die Frau. "Niemand fährt meinen Willys außer mir."

Claudia kommt schnell wieder auf die Füße. Sie zieht ihre Pistole aus dem Halfter und hält sie der Frau an den Kopf.

"Wie funktioniert die Zündungssequenz?"

"*Blow me*", erwidert die Frau, ohne sie auch nur anzusehen. Ihr Blick ist weiterhin trotzig auf mich fixiert.

Claudia presst die Mündung ihrer SIG Sauer P320 fester gegen die Schläfe der Unbekannten.

"Ich werde nicht nochmal fragen!"

Die Frau verzieht nur den Mundwinkel.

"*Bullshit*. Ihr hättet mich gleich aus dem Gebüsch abknallen können."

Claudia tritt ihr in die Kniekehlen. Mit einem kurzen Stöhnen sinkt die Frau auf das staubige Straßenpflaster.

Um ehrlich zu sein, frage ich mich im Stillen, wie diese Situation gelöst werden kann. Doch diese Überlegungen werden im nächsten Moment äußerst überflüssig. Im Augenwinkel sehe ich, wie Claudia schlagartig rückwärts taumelt. Zeitgleich erklingt ein Schuss.

Während Claudia zu Boden geht und ihre Hände gegen den Brustkorb presst, wirbelt die Frau trotz ihrer ungünstigen Lage auf den Knien herum. Ihr durchgestrecktes Bein trifft meine Knöchel. Ganz Grombühl kippt auf die Seite, während ich unelegant auf dem Rücken lande.

Ich sehe, dass Tekla inzwischen auf ein Knie gesunken ist und eine Kugel nach der anderen in Richtung des Lastwagens feuert, der am Ende der Straße aufgetaucht war. Bevor ich etwas tun kann, springt die schwarzhaarige Frau bereits auf meinen

Brustkorb. Ihr erster Faustschlag lässt ziemlich die Glöckchen in meinem Kopf erklingen.

Zu einem zweiten Schlag kommt sie nicht. Über ihren Schultern taucht blitzartig der blonde Kopf von Elias, der sie von hinten in den Schwitzkasten nimmt und mit ihr zur Seite kippt. Benommen reiße ich den Oberkörper hoch, nur um zu sehen, wie sich die Unbekannte wie eine Schlange aus dem Griff windet und dabei seinen Arm verdreht, dass er vor Schmerzen schreit.

Wie eine Sprungfeder schnelle ich auf die Beine. Die Schüsse aus dem Lastwagen sind verstummt, doch ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht ist. Meine Hände greifen über meine Schultern. Die Griffe der Tonfastöcke verleihen mir Tatkraft. Ich wirble sie herum und stürme auf unsere Gegnerin. Sie lässt sogleich Elias los. Ihre Hand rutscht an ihren Gürtel und im nächsten Moment krachen meine Stöcke und die Klinge ihres Messers zusammen.

Ich folge mit einem Fußtritt und treffe ihren Unterbauch. Der Widerstand ihrer Körpermitte verrät mir einiges über ihre Form und ihre Leistungsfähigkeit. Sie rutscht ächzend rückwärts, ich ziehe meine Bewegungen durch und zwinge sie zu hastigen Paraden. Dann gelingt es ihr, an meinen Schlägen vorbeizukommen und ich spüre, wie die Klinge meine Schulter streift. Doch die Tonfastöcke verleihen meinen Armen zusätzliche vierzig Zentimeter, die ihr fehlen.

Im passenden Augenblick wirble ich einen der Stöcke herum, von *Gyakute-mochi* zu *Honte-mochi*, so dass nun das kurze Ende der Waffe vorangeht. Dies ist der entscheidende Schlag. Blut spritzt. Meine Gegnerin strudelt und kippt schließlich um. Zugleich spüre ich einen Schatten auf meinem Oberkörper. Es ist mehr Instinkt als echte Wahrnehmung.

Blitzschnell reiße ich mich herum. Doch zu einer Gegenwehr reicht es nicht. Ich erkenne nur das schmale Ende eines Gewehrkolbens auf mich zurasen. Es kracht inmitten meiner Stirn.

Und dann verschwindet die Welt um mich.

* * *

Das erste Erwachen fühlt sich verkatert an. Mein Schädel pocht und die Stimmen um mich klingen fern. Der verstaubte Raum befindet sich im Halbdunkel. Fast unter der Decke ist ein kleines Fenster mit einer zerbrochenen Glasscheibe, das schmutzige Lichtstrahlen reinlässt. Ich halte mir ächzend den brummenden Kopf und stemme meinen Hintern hoch, so dass ich wenigstens auf allen Vieren bin. Ich sammle meine Gedanken, doch es gelingt nur sehr langsam.

Ich glaube, wir befinden uns in einem alten Kellerraum. Ich blicke mich benommen um. Meine Augen suchen sogleich nach Elias, doch nur wir drei Frauen sind in dieser Zelle.

Immerhin sehe ich, dass Claudia wohlauf ist. Zuletzt sah ich sie auf der Straße zu Boden fallen. Doch die Kugel hatte vermutlich nur ihre Schutzweste getroffen.

Sie macht einen ziemlichen Stunk. Gefangenschaft ist nicht ihre stärkste Seite. Ich versuche mich darauf zu konzentrieren, was sie den Männern in Kampfanzügen zuruft, doch da sperrt einer bereits das Gittertor auf und mindestens fünf von ihnen kommen rein.

“Ihr könnt gerne reinkommen!”, schreit Claudia. “Ihr könnt uns prügeln und ihr könnt uns töten. Aber ihr werdet hier nicht reinkommen, um uns zu vergewaltigen. Wir werden uns wehren, jede Sekunde, bis ihr uns getötet habt.”

Ich kämpfe mich auf die Beine und trete an ihre Seite, um dieser klaren Botschaft Gewicht zu verleihen.

Die Söldner grinsen eher belustigt. Einer übersetzt die Worte schnell den anderen.

“Vielleicht halten vier von uns Arme und Beine fest und Mann Nummer fünf hat Spaß!”, radebrecht er mit starkem russischen Akzent. Dann zeigt er auf Tekla. “Vielleicht anfangen mit kleine Freundin...”

In dieser Situation war ohnehin nicht viel Diplomatie im Raum. Doch mit dieser Bemerkung ging jede Restspur über Bord. Claudias Faust zuckte mit beeindruckender Geschwindigkeit und landete dem Russen mitten ins Gesicht. Es war ein furchteinflößender Kerl. Schwere Kampfstiefel, ein altes schwarzes Unterhemd, das über dem Brustkorb spannte und ziemliche Muskelpakete auf den Armen. Sein Schädel war kahl rasiert, mir irgendwelchen befremdlichen christlichen Tätowierungen, die sich über Schultern bis zu den Handgelenken fortsetzen.

Ich würde mir tausendmal überlegen, so einem Typ eine zu langen. Doch Claudia hatte eine Schwäche und die hieß Tekla. Und die Vorstellung, dass diese Testosteronbestien über Tekla herfallen würden, brannte innerhalb einer Sekunde Claudias Sicherungen durch.

Der Russe war Nasenbluten vermutlich gewöhnt. Einige seiner Gefährten brachen in Gelächter aus, während in seinen Blick vertraute Wut aufblitzte. Sein Hieb ließ auf sich nicht warten. Er donnerte in Claudias Magengrube. Die Weste fing sicherlich einiges ab, doch seine Fäuste muteten wie zwei Betonquader an.

Wir waren keine ebenbürtigen Gegner für sie. In dieser Hinsicht wird die verfluchte Biologie nie auf unserer Seite sein. Ich kann trainieren, soviel ich will, in einem engen Keller mit Kerlen eingesperrt, die fast doppelt so schwer sind und komplett leergeprügelte Gehirne haben, werden wir immer unterliegen. Ich kann so viele Blöcke und Paraden üben, wie ich will. Typen, deren Fäuste wie Abrissbirnen sind, werden uns immer massakrieren. Es ist eine beschissene Ungerechtigkeit.

Mein Beitrag zu diesem Tumult ist relativ erbärmlich. Es ist mehr ein aggressives Stoßen und Schubsen, das sich hier in kürzester Zeit zwischen den Russen und uns entwickelt. Sie zögern vermutlich, ihrer Sex- und Mordlust freien Lauf zu lassen, da sie andere Befehle haben.

Dennoch ist das Ganze, als würde man mit einer Fackel in der Hand knöcheltief im Schießpulver tanzen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Sache eskaliert.

“Vielleicht ich lasse dich zusehen, *Schljuka*!”, tönt der Russe und wischt sich mit dem Handrücken energisch das Blut unter der Nase weg.

Claudia verpasst ihm einen Tritt gegen die Innenseite des Knies, während sie sehr gekonnt mit einem guten Jiu-Jitsu-Griff seinen Sturz einleitet. Er zieht sie mit zu Boden, während sich die freie Sicht hinter den beiden sogleich schließt, da die restlichen Russen sich über sie beugen, und versuchen Claudia zu überwältigen.

Einer packt Tekla von hinten und nimmt ihren Hals in den Schwitzkasten. Er zehrt sie rückwärts in die Ecke des Raums, während ein anderer ihm folgt und mit dem Knie gegen ihren Magen tritt.

Ich greife dem erstbesten Söldner von hinten an den Kragen, reiße ihn zurück und donnere mit voller Kraft mit dem Ellbogen gegen seinen Nacken. In meiner Fantasie müsste dieser Schlag ausreichen, um ihm das Genick zu brechen. Doch er schellt nur hoch und schleudert mir seine Faust entgegen. Es ist erstaunlich, dass ich trotz des brummenden Schädels noch immer so schnell bin und ihm ausweichen kann.

Ein weiterer Söldner drängt sich durch den Tumult vor und bleibt eine Armlänge entfernt vor mir stehen. Ein Stock blitzt in seiner Hand auf. Ich mache mich auf harte Schläge gefasst. Claudias Worte blitzen in meinem Kopf auf. Wir lassen uns nicht vergewaltigen. Wir werden kämpfen, schlagen, treten und kratzen. Wir lassen uns das Gesicht zerschlagen, auf dass wir wie Monster aussehen. Wir werden verbluten und in Schmerzen krepieren. Aber wir lassen uns nicht ...

Doch es kommt ganz anders. Die Spitze des schwarzen Stocks berührt mein Handgelenk und mein Körper wird von derben Stromschlägen erfasst. Während ich mich zusammenkrümme, tritt der verdammte Arsch näher und verpasst mir die nächste Ladung direkt in den Nacken. Nun springt mir der Betonboden entgegen und donnert gegen meine Wange. Ich liege auf der Seite, halb zusammenkrümmt und fühle, wie der Inhalt meines Magens über meine Lippen quillt, während ich zitternd da liege.

Und doch kann ich sehen, dass hinter den Russen am oberen Ende einer kurzen Betontreppe die Tür aufgeht und ein breiter Kegel künstlichen Lichts hereinfällt. Ich kann die Silhouette eines Mannes erkennen. Seine scharfe Stimme durchdringt den Raum.

Plötzlich erlahmt und verstummt alles. Die Meute teilt sich sogleich auf und lässt ihn durch, während der Söldner mit der blutenden Nase sich zu rechtfertigen versucht. Ich höre benommen die Worte *bljadi* und *suky* in seiner sonoren Verteidigung. Etwas, das bei seinem Vorgesetzten nicht gut ankommt. Im Augenwinkel sehe ich, dass er ihm den Lauf seiner Pistole an die Stirn drückt und ihn dabei anschreit. Dann verliere ich das Bewusstsein.

* * *

Ich öffne die Augen. Kurz fühlt es sich fast alltäglich an, wie ein beliebiges Erwachen. Dann aber spüre ich meinen dumpf pochenden Schädel. Eine kurze Bewegung meines Arms zeigt mir, dass ich nicht gefesselt bin. Langsam richte ich mich auf, während mir ein angestrengtes Ächzen entweicht.

Meine letzte Erinnerung steigt in meinen Gedanken auf. Mehr unterbewusst rutscht meine Hand zum Schritt, doch mein Unterleib fühlt sich nicht geschändet an. Vorsichtig betaste ich meine Stirn. Die Beule ist anständig. Sie hat sich mit Blut gefüllt. Doch davon abgesehen scheine ich unversehrt zu sein.

Es ist Tag. Die grelle Sommersonne fällt durch die zerfetzten alten Vorhänge rein. Es riecht nach Abgasen, doch auch nach dem Duft von Grillfleisch. Von draußen dringen die Geräusche von Motoren und gut gelaunte Stimmen an mein Ohr. Es ist ein schlichtes Zimmer, in dem ich sitze, auf einem hausbackenen Holzbett.

Benommen setze ich meine Füße auf das zerkratzte Parkett. Ich starre eine Weile auf meine alten Socken, schnäuze dann kurz und beginne dann unruhig nach meinen Stiefeln zu suchen. Sie stehen unter dem Bett. Ich fange sogleich an, sie anzuziehen. Meine Kleidung ist unverändert, nur alles Gefährliche hatte man mir abgenommen.

Zuerst presse ich vorsichtig mein Ohr gegen die Tür, dann drücke ich behutsam die Türklinke herunter. Es ist abgesperrt. Ich gehe zum Fenster und schiebe den Vorhang etwas beiseite, während ich mich heimlichtuerisch an die Wand drücke. Draußen sind Russen mit dem Umladen von Kisten beschäftigt. Etwas abseits steht eine Gruppe junger Männer mit nackten Oberkörpern und grillt. Sie halten Bierflaschen in der Hand und scherzen.

Die Situation ist ein wenig absurd. Mein Zimmer ist im Erdgeschoss und es sind keine Gitter am Fenster. Ich brauche

nur raus zu klettern und mich davon zu schleichen. Eine seltsame Gefangenschaft.

Plötzlich scheppert hinter mir das Schloss. Ich trete vom Fenster weg und starre unruhig auf die Tür.

Als sie sich öffnet, steht ein junger Söldner vor mir, nicht viel anders, als die Typen draußen am Grill. Ein kurzhaariger blonder Kerl, der sich kaum rasieren muss. Er bringt mir eine Schüssel mit Essen. Eine kantige Brotscheibe ragt über den Rand des Gefäßes.

"*Jest*!", ruft mir der Söldner zu und legt die Schüssel auf den kleinen Tisch neben dem Bett. Seine Stimme ist zwar laut, doch ohne Befehlston. Mehr eine ausgelassene Aufforderung. Dann greift er in die große Tasche seiner weiten Tarnhose und zieht eine Glasflasche mit Wasser raus, die er danebenstellt.

Ich sehe ihm etwas verwundert zu. Um ehrlich zu sein, habe ich damit gerechnet, in einem dunklen Keller an die Wand gekettet zu sein und Wasser mit einer zerbeulten Blechkelle verabreicht zu bekommen, direkt aus einem fauligen Holztrog.

"*Kadje moji druzschja*?", frage ich sogleich. "Wo sind meine Freunde?"

Er lächelt mich an, sichtlich erfreut, dass ich Russisch spreche.

"*Po sosedstvu*", antwortet er. "Nebenan."

Er trägt ein enges olivgrünes T-Shirt, das seinen recht muskulösen Oberkörper betont und eine Halskette mit einem russischen Kreuz. Die ganze Situation wirkt äußerst freundlich und wäre da nicht das Türschloss, niemand käme bei dieser Situation auf die Idee, ich sei hier gefangen. Doch ich vergesse natürlich nicht die Fünfte Regel: Misstraue allem. Ich rechne fest damit, dass jeden Augenblick irgendwer ein altmodisches Frauenkleid reinbringt, mit einem tiefen Ausschnitt und mir etwas davon erzählt, die Offiziere würden eine kleine Party abhalten. Nur weil man mich nicht gleich auf der Ladefläche eines Lasters vergewaltigt, bedeutet nicht, dass ich hier sicher bin.

"*Moguli ja pogoworiti* ...", sage ich leise. "*... s mojmi duzschjami*?"

"*Eto nje moje reschenije*", erwidert er ernst. "Kann ich nicht entscheiden."

Damit ist alles gesagt. Ich habe auch nicht erwartet, dass sie mich gleich zu Elias, Claudia und Tekla führen. So nehme ich nur die Schüssel vom Tisch und setze mich auf das Bett. Der Duft einer Kartoffelsuppe steigt mir in die Nase, mit Sellerie und gebratenen Zwiebeln. Erst nun erkenne ich, wie groß mein Hunger ist.

"*No ja sproschu*", fügt der junge Soldat mit einem entschuldigenden Blick noch an, bevor er wieder das Zimmer verlässt. "Aber ich werde fragen."

Noch bevor sich die Tür wieder schließt, rufe ich ihm noch eine Frage hinterher: "*Kadje my*? - Wo sind wir?"

Er spricht es aus, doch es klingt wie "*Kanjec Raja*" in meinen Ohren: Das "Ende des Paradieses" oder etwas in der Art. Es ergibt keinen Sinn.

Der Soldat sperrt die Tür wieder ab und ich nehme den ersten Löffel in den Mund. Die Suppe ist hervorragend und die Kartoffelstücke sind groß. Es schmeckt viel zu gut für eine russische Gefangenschaft. Misstrauisch schaufle ich schnell das ganze Essen in mich hinein.

Noch bevor ich fertig bin, klappert wieder das Türschloss. Der Soldat ist zurück und deutet mir mitzukommen. Sein Blick ist viel strenger als vorhin, was vermutlich damit zusammenhängt, dass sich draußen auf dem Gang Leute befinden und er nicht unnötig schwächlich erscheinen möchte. Es sei ihm vergönnt. Mit gesenktem Kopf und zusammengekniffenen Augen folge ich.

Ich wundere mich, ob es nicht ein Fehler war, hier gemütlich Kartoffelsuppe zu mampfen. Vielleicht hätte ich die Zeit bes-

ser mit einer Flucht aus dem Fenster genutzt. Plötzlich befällt mich ein Schamgefühl. Die Kartoffeln und die Sellerie stammten vielleicht von unseren Feldern im NEA-Wohn-Cluster. Natürlich hätte ich die Schüssel dem Soldaten auf den Kopf werfen sollen.

Das Gebäude sieht wie ein ehemaliger Betrieb aus. Wir passieren allerlei offene Türen. Überall erkenne ich gestapeltes Cargo und Soldaten, die zählen, katalogisieren und verpacken. Verdammte Diebesbande.

Als wir die richtige Tür erreichen, bedeutet mir der junge Mann reinzugehen und stellt sich in typisch militärischer Wachpose neben den Eingang.

Etwas unwillig betrete ich das Zimmer. In der Grellzeit war das hier wohl ein Besprechungsraum. Es ist ein geräumiger kleiner Saal, mit einem langen, ovalen Tisch in der Mitte, an dessen Ende ein Mann sitzt und in Unterlagen starrt. Er ist Mitte fünfzig, vielleicht älter.

Als er mich wahrnimmt, nickt er mir freundlich zu und zeigt auf die zahlreichen Stühle.

“Qual der Wahl”, sagt er. “Ich würde gerne deutsch sprechen, wenn es für Sie in Ordnung ist.”

Ich habe schon seit Jahren kein Siezen mehr gehört und nicke nur stumm. Sein Deutsch ist einwandfrei, wenn auch stark in russische Aussprache getränkt. Ich greife mir den nächstbesten Stuhl und setze mich stumm hin.

“Ich habe in meiner Jugend drei Jahre in Leipzig studiert und ich möchte sehr gerne wieder mehr deutsch sprechen.”

Ich nehme ihn genau in Augenschein. Dies ist eindeutig kein Söldner und auch nicht ihr Anführer. Weder steckt er in einem Kampfanzug, noch sieht er nach Armeematerial aus. Er trägt ein dunkelgraues Herrenjackett, das mehr in die Grellzeit, als in die Gegenwart passt. Die kurzen, nur leicht ergrauten Haare sind gut geschnitten. Er ist rasiert, doch über seiner Oberlippe und auf seinem Kinn zeichnet sich bereits ein Dreitagebart ab. Und dann ist da dieser warme, entwaffnende Blick. Ich sehe in seine braunen Augen und wünsche mir fast ein wenig, er würde mehr dem Klischee eines dumpfen russischen Schergen entsprechen. Denn dieser feingesichtige Mann, der eher wie Schriftsteller aussieht, irritiert mich.

“Mein Name ist Artur Karew”, fährt er fort. “Darf ich nach Ihrem Namen fragen?”

“Kyra”, antworte ich. “Kyra Held.”

“Kyra”, wiederholt er mit einer etwas verträumten Stimme. “Ein beinahe russischer Name.”

Er hält kurz inne und legt dann gedankenversunken beide Handflächen auf die Tischplatte.

“Ich habe Sie hierher gebeten, weil ich eine Reihe aus Interviews führe. Ich möchte neue Mitarbeiter für unser Institut rekrutieren. Insbesondere deutsch- und englischsprachige Mitarbeiter mit guter Kenntnis der hiesigen Geographie.”

Sein Deutsch ist beeindruckend, doch seine Worte prallen an mir ein wenig ab. Ich studiere das Fenster hinter ihm und analysiere bereits die Landschaft im Hintergrund. Er sieht unbewaffnet aus, und wenn ich das Überraschungsmoment auf meiner Seite habe, kann ich ihn vielleicht mit einem einzigen Schlag in die Bewusstlosigkeit befördern. Meine Augen gleiten durch den Raum auf der Suche nach einem Gegenstand, der schwer genug ist, um effektiv gegen seine Schläfe zu prallen. Wo sind die schweren Glasaschenbecher, wenn ich sie brauche?

“Sie sollten jedoch wissen, dass Sie teil des Gefangenenaustauschprogramms sind, das in drei Tagen vor den Toren von Bayreuth stattfindet.”

Ich halte inne, unterbreche meine etwas übereilten Fluchtpläne und starre ihn

ahnungslos an. Kann jemand die Videokassette zurückspulen?

"Ich verstehe kein Wort", sage ich leise.

"Ihre Seite und unsere Seite sind seit gestern in Waffenstillstandsverhandlungen", erklärt er mir geduldig. "Ich möchte deshalb betonen, dass Ihre Entscheidung, für unser Institut zu arbeiten, keine Wahl zwischen Freiheit und Gefangenschaft darstellt. So oder so werden Sie gegen russische Gefangene auf Ihrer Seite eingetauscht. Doch im Geiste einer anhaltenden Zusammenarbeit ..."

Er hält inne und mustert mein Gesicht. Vermutlich beginnt er zu begreifen, dass ich keine Ahnung habe, wovon er spricht. Das Ganze ist sichtlich surreal.

"Vielleicht sollte ich nochmal von vorne anfangen", entschuldigt er sich, als ob meine Begriffsstutzigkeit seine Schuld wäre. "Mein Name ist Artur Karew. Ich bin der Direktor des I.M.A."

"I.M.A.?", wiederhole ich und fühle mich noch immer wie eine Traumwandlerin.

"*Institut Musykalnogo Archivirovania*. Das I.M.A. Unser Ziel ist es, die musischen Beiträge unserer verlorenen Vergangenheit für kommende Generationen zu bewahren."

Es klingt wie einer dieser verblassten Werbesprüche, die ich manchmal am Stadtrand auf riesigen Tafeln lesen kann.

"Hätte man nicht drei Tage früher Frieden schließen können, bevor unser Dorf geplündert wurde?"

Artur Karew sieht mich mit einem mitfühlenden Blick an und nickt langsam.

"Der Krieg erscheint nie gerecht", meint er. "Ich selbst bin ein Zivilist und Sie können mir glauben, ich befürworte nicht alles, was unsere Armee so tut. Aber es ist etwas, worauf ich keinen Einfluss habe."

"Ich nehme an, ich bin die Erste, die Sie dazu befragen."

Er hebt überrascht die Augen hoch. "Warum denken Sie das?"

"Weil Sie noch am Leben sind."

Karew lacht nervös auf. "Sind ihre Freunde denn so schlimm?"

"Hätten Sie Claudia oder Tekla gefragt, ob sie für Russen arbeiten möchten, während unsere verschleppten Freunde und Geschwister in den Osten gebracht werden, geschlagen und vergewaltigt ... Die Unterhaltung würde sicher anders verlaufen."

Er steht auf, kratzt sich verlegen am Oberarm und tritt ans Fenster. Eine Weile blickt er hinaus und mustert seine Landsleute bei der Arbeit. Dann wendet er sich wieder mir zu, die Unterarme gegen die Rückenlehne des Stuhls gestemmt.

"Nun, um ehrlich zu sein, wollte ich nur mit Ihnen sprechen."

"Sie kennen mich doch gar nicht ..."

Er lächelt schuldbewusst und hebt kurz die geöffnete Akte an, die vor ihm auf dem Tisch liegt.

"Ich weiß, es ist geradezu ein transkontinentales Klischee, aber wenn wir in etwas gut sind, dann in Spionage. Wir haben fast alle Personalakten der EUKON. Und das ist keine so große Errungenschaft, wie es sich erstmal anhören mag. Es sind nur noch so wenige Menschen übrig."

"Was ist so besonders an mir?"

"Sie haben Bildung genossen und ich habe den Eindruck, dass Sie ein Interesse für unsere Vergangenheit haben, das deutlich tiefer geht, als bei den meisten", erklärt er. "Ich habe Verfügungsgewalt über eine Militäreinheit, die für unsere Sicherheit sorgt. Aber die Armee ist ein schroffes Instrument, das manchmal mehr im Weg ist, als es hilft. Sie machen sich keine Vorstellung, wie schwer das ist, auf unserer Seite ein Team zusammenzustellen, das etwas feingesichtiger ist und auch mit dem Herzen dabei."

"Und was tut ihr da?"

“Wir suchen, sammeln und archivieren Musik. Vorzugsweise in Form von Schallplatten. CDs und MP3 sind heute ziemlich nutzlos. Doch die Audiorille ist ein Klangmedium, dessen Informationen wir heute ohne Probleme abtasten können.”

Mein Mundwinkel zuckt ein wenig, was ihn sichtlich amüsiert.

“Ich weiß. In meiner Jugend nannte man jemanden wie mich einen *Geek*.”

“Und sowas interessiert jemanden?”

“Mögen Sie keine Musik?”

Seine Frage trifft mich unverhofft. So richtig darüber nachgedacht habe ich noch nie.

“Wenn wir Feste gefeiert haben”, erzähle ich, “gab es immer jemanden mit einer Gitarre, der alte Lieder gesungen hat. So am Feuer. Wo alle mitmachen können. Und Antonia konnte wunderschön Klavierspielen. Aber die habt ihr verschleppt, damit sie euch Soldaten gebären kann.”

Ich kann mir den Seitenhieb nicht verkneifen.

“Eine problematische Praxis, die ich nicht befürworte”, sagt Artur Karew leise. “Wie so vieles.”

Wir schweigen einige Augenblicke. Meine Bemerkung scheint die Luft aus dem Raum gesaugt zu haben.

“Allerdings ist das Leben dieser Frauen nicht ein solcher Albtraum, wie Sie es vielleicht glauben. Sie sind dort keine Sklavinnen, sondern werden in Ehren gehalten.”

Daraufhin kann ich nur angewidert schnauben.

“Sie können es sich vielleicht nicht vorstellen, aber unsere ›Fränkische Initiative‹ wird im Osten als eine Vergeltungsaktion begriffen.”

“Vergeltung?” Ich starre ihn stirnrunzelnd an. “Was haben wir euch jemals getan? Haben wir euch mit unserem Brot und unserem Gemüse beworfen?”

“Meine Schwester war Historikerin und Chronistin. Sie war es, die uns Halberstadt empfohlen hatte, als Archiv-Standort.” Er schweigt eine Weile, blickt verlegen auf seine Handrücken. Dann setzt er sich wieder auf den Stuhl. “Haben Sie von den *Harzwölfen* gehört?”

Ich hatte nicht erwartet, dass die Russen sich bereits so weit westlich befanden.

“Todeskommandos, unterwegs im Mittelgebirge”, fährt er sogleich fort. “Terroristen. Doch auch der verlängerte Arm der EuroForce. Als wir erfuhren, dass sie meine Schwester gefangen hielten, dachten wir daran, dass sie gegen Gefangene eingetauscht wird, oder gegen Essen. Oder gegen geopolitische Forderungen. Sie war der prominenteste Fang, der ihnen jemals gelungen war.”

Karew schluckt trocken. Ich denke sogleich daran, dass er hier nur ein Theaterstück aufführt, um mich auf seine Seite zu gewinnen. Doch egal, wie sehr ich mein Gehirn zermartere, ich komme nicht drauf, weshalb in aller Welt ich denn so wichtig für ihn sein soll. Warum macht er sich diese Mühe mit mir?

“Oksana wurde uns gebracht ...” Er hat Mühen, darüber zu sprechen. “Da war sie schon seit Tagen tot. Sie haben schreckliche Dinge mit ihr getan. Abscheulichkeiten, die ich nur von den Untoten erwartet hätte.”

Ein Hauch von Betretenheit hängt in der Luft. Er tut mir leid, doch möchte ich ihn - den Feind - nicht bedauern. Karew reißt sich zusammen und räuspert kurz seine Stimme.

“Auch wir haben Menschen verloren”, fährt er fort. “Nachdem, was Sie in Ihrer Siedlung erlebt haben, müssen Sie uns für Monster halten, doch viele meiner Landsleute sehen Sie ähnlich.”

“Habe ich irgendwen vergewaltigt?”, pflaume ich ihn an.

“Weder Sie noch ich.”

“Ich möchte einfach nur nach Hause”, sage ich stur. “Genauso, wie meine Freunde.”

“Das ist verständlich. Sie wollen helfen, Ihre Siedlung wiederaufzubauen. Sie sollten wissen, dass Teile des beschlagnahmten Cargos im Rahmen des neuen Abkommen wieder zurückgegeben werden.”

“Und die Frauen und Mädchen?”

Karew runzelt das Gesicht, als hätte er plötzliche Schmerzen. Er kratzt sich am Hinterkopf.

“Ich weiß es nicht. Die gegenwärtige Situation ist Neuland für uns alle. Die Rückgabe der Verschleppten ist sicherlich etwas, das verhandelt wird. Und ich bin sicher, ihre Leute nehmen das nicht auf die leichte Schulter. Doch wichtig ist, dass wir Frieden haben und die gegenseitigen Überfälle nicht mehr stattfinden. Nun geht es darum, aufeinander zuzugehen. Hierzu wird es gemeinsame Austauschprogramme geben, im Bereich von Landwirtschaft, Bau und Verkehr. Aber auch Kultur und Wissen.”

Es sind große Worte, angesichts dessen, dass wir nur noch deshalb mit Traktoren durch die Gegend fahren können, weil noch nicht alles gänzlich verrottet ist. Ich hatte nie Zweifel daran, was eine “postapokalyptische Zivilisation” ist. Wir haben keinen tollen Plan für einen neuen Marsch einer fortschrittlichen Zukunft entgegen. Für eine Weile mogeln wir uns mit Gegenständen durch, die nach dreißig Jahren noch immer funktionierten. Da ist auch manch ein Küchenmixer oder eine Gefriertruhe dabei. Das schafft ein Gefühl von Euphorie und Optimismus. Doch wir können solche Dinge nur benutzen, solange sie nicht verrosten und zerfallen. Herstellen können wir sie nicht. Damit ist jeder Tag ein weiterer kleiner Abstieg in eine technologiefreie landwirtschaftliche Ära, dem 19. Jahrhundert nicht unähnlich.

Es mag ja sein, dass die Menschheit in vierhundert Jahren wieder Handys und Sextoys mit WLAN haben wird, aber im Augenblick ist der Wissensverlust einfach zu groß. Das Problem ist nicht, ob man weiß, wie eine Sicherung funktioniert, sondern ob man weiß, wie man eine Sicherung herstellt. Ein Unterschied, der in der Grellzeit zu selten gemacht wurde. Die Menschen damals waren arrogant. Sie hielten sich für die Größten, nur weil sie wussten, wie man einen Lichtschalter benutzt, ohne zu wissen, woraus er besteht. Die Intelligenz eines Schimpansen reichte den meisten Honks aus, um durch den Alltag zu kommen. Und möglicherweise verunglimpfe ich dabei die Schimpansen.

Die arrogante Gleichgültigkeit rächte sich nach dem Großen Fieber, da in einer postapokalyptischen Gesellschaft ein Marketingexperte und eine *Influencerin* nicht viel zum Überleben der Gruppe beitragen können.

“Wie auch immer”, reißt mich Karew - nun viel gefasster - aus den Gedanken. “Mein Fachbereich ist Musik. Wir sammeln Schallplatten und lagern sie in unserem unterirdischen Archiv bei Halberstadt.”

“Und EUKON macht da mit?”, frage ich zweifelnd.

“Natürlich muss Ihre Bürgerverwaltung unseren Rekrutierungsvorschlägen zustimmen. Aber ich sehe in der Akte nichts, was dem widerspräche.”

Er will nicht locker lassen.

“Ich will jetzt mit meinen Freunden sprechen”, entgegne ich unterkühlt.

“Ich verstehe”, sagt er enttäuscht und klappt die Akte zu. “Das dürfen Sie natürlich.”

Dann hält er kurz seine Fingerspitzen an die Stirn, während sich dahinter ein neuer Gedanke formt.

“Wären Sie bereit, mir einen einzigen Gefallen zu erweisen? Danach lasse ich Sie

sofort zu Ihren Gefährten bringen. Mein Wort darauf."

Misstrauisch kneife ich die Augen etwas zusammen. "Was denn?"

"Verbringen Sie einige Minuten in unserer *Mobilen Audiostation*."

Es klingt weder allzu eklig noch demütigend. Also nicke ich zustimmend. Gemessen daran, dass ich mit einem Verhör voller Ohrfeigen und Faustschlägen gegen die Magengrube gerechnet hatte, empfinde ich sogar eine gewisse Sympathie für diesen Mann. Vom Alter her könnte er mein Vater sein, doch etwas an ihm finde ich anziehend. Es könnte aber auch daran liegen, dass ich massiv untersext bin. Noch ein paar Wochen und ich finde vermutlich Aggros attraktiv.

"Oleg!", ruft Karew. Sogleich tritt mein junger blonder Aufpasser rein. "*Otvedjite etu damu k Skylar*."

Ich stehe auf und folge dem Soldaten. In der Tür drehe ich mich nochmal um.

"Wo sind wir?", frage ich und deute auf meinen Wächter. "Ich hatte ihn schon gefragt, verstand aber die Antwort nicht."

"In Konnersreuth", antwortet Artur Karew. "Die Männer können das nicht so leicht aussprechen, also nennen sie unser Hauptquartier hier *Kanjec Raja* - das Ende des Paradieses."

* * *

Draußen blicke ich zuerst nach dem Stand der Sonne. Es muss später Nachmittag sein. Zwischen den niedrigen Wohnhäusern hindurch sehe ich einen alten Sportplatz. Mehrere Frauen und Männer spielen dort Handball. Die Jungs, die ich zuvor am Grill beobachtet hatte, sitzen inzwischen auf dem Rasen und schmatzen zufrieden.

Im Hintergrund wird stetig gearbeitet. Zugenagelte Holzkisten werden in Anhänger verladen. Ich sehe auch kunstvolle Möbel, Statuen und Gemälde. Würzburg hat sich für die Russen gelohnt. Karew kann mir etwas von Archiven und der Erhaltung von Kunst und Kultur erzählen, doch für mich sieht es wie ein riesiger Raubzug aus.

Doch ich ziehe mich selbst sogleich in Zweifel - ich kann so etwas, auch wenn es eine einsame Eigenschaft ist. Aber vielleicht sind wir selbst schuld. Ich habe in den letzten zwanzig Jahren von keiner einzigen EUKON-Initiative gehört, die darauf abzielte, Kunstwerke und Kulturgüter der Vergangenheit zu retten. Wir haben nur bei der Neumondsteinigung auf die Honks gespien und alles aus der Grellzeit verdammt. Vielleicht ist es besser, diese alten Dinge stehen in einem russischen Museum, als bei uns zu vergammeln, nur weil man sie nicht essen kann.

Oleg führt mich zu einem Transporter. Es ist ein großer Kastenwagen. Vor dem Großen Fieber benutzte man solche Ungetüme, um Möbel zu befördern. Tatsächlich kann ich auf der gänzlich verblassten Seite des Fahrzeugs undeutlich das Wort "Transport" erkennen.

Nun hatte jemand mit schlichter schwarzer Farbe und riesigen Buchstaben M.AUD hingepinselt. Auf der Unterseite des Fahrzeugs befindet sich eine Steckdose, in der ein dickes Kabel eingesteckt ist, das quer über die Straße führt und in einem alten Haus verschwindet. Ich vermute, dass dort das Generatorgebäude ist, und merke es mir sogleich als eine Information, die für unsere Flucht relevant sein könnte.

Oleg klopft mit der Faust gegen die Eisentür. Zuerst hören wir nur eine unverständliche Antwort. Dann knarrt und quietscht es und das Tor fliegt auf. Die Frau mit den Tätowierungen steht auf der Ladeflächenkante. Ihr Gesicht ist bandagiert und von meinem Tonfa-Schlag recht geschwollen. Jemand hatte ihre gebrochene Nase gerichtet und nun verlief waagerecht über ihre Gesichtsmitte ein schmaler Verband.

Aus dem Inneren dringt der Geruch von Gras zu mir. Das allein ist nicht ungewöhnlich. In meinem Wohn-Cluster ist Kiffen nicht minder populär. Deswegen finde ich die Honks so faszinierend. Ihre Welt war so kompliziert und vollkommen irre. Die haben das Rauchen von Joints unter Strafe gestellt, aber man konnte gleichzeitig ganz legal unglaublich abscheuliche Dinge tun und bekam dafür kaum mehr, als einen symbolischen Klaps, oder gleich eine Beförderung.

Doch in unserer Zeit hat die EuroForce echte Probleme zu bewältigen und kann sich nicht mit diesem Quatsch befassen. Das Zeug wächst überall und wem es gefällt, der muss nur rechtzeitig das Gestrüpp durchforsten und alle Männchen rausreißen, damit die Weibchen richtig aufblühen. Wie im Leben halt.

"Kyra", sagt die Frau und blickt mich mit aufgesetzter Strenge an. Ihre Stimme klingt übertrieben nasal, was eindeutig meine Schuld ist. "Ich bin Skylar."

"*Boss otprawljajet nas*...", setzt Oleg an, doch Skylar winkt nur ab. "Ja, ja, ich weiß. Artie hat mir bescheid gesagt. Lass uns jetzt allein."

Sie reicht mir die Hand, um mir in den Lastwagen zu helfen. Doch ich greife lieber nach dem Rand des noch verschlossenen Türflügels und ziehe mich allein hoch.

"Gut gekämpft", bemerkt Skylar. "*Good effort*. Allein gegen vier ist natürlich etwas unfair ..."

"Tut mir Leid", sage ich leise. "Wir wollten nur den Jeep haben."

"Mein Willys hat schon eine Frau. Er ist mit mir verheiratet."

Das Innere des Lastwagens überrascht mich. Die Wände sind mit allerlei bunten Tüchern und Teppichen verhangen. Dazwischen schimmern einige Poster hervor, die augenscheinlich Musiker zeigen. Ich sollte vermutlich wissen, wer das ist, aber mein Honkwissen kennt Grenzen. Dafür erkenne ich die kleine Lichterkette, die hier kreuz und quer verläuft. In der Grellzeit hängte man sie als Weihnachtsdekoration an Bäume.

Der Raum ist ziemlich gemütlich. Zwar gibt es auch eine Art Arbeitsstation hier, bestehend aus einem kleinen Tisch samt Tischlampe, Schreibmaterial und einem Bürostuhl, doch am auffälligsten ist das rote Sofa, das hier jemand reingestellt hat. Es ist ein recht abgewohntes Möbelstück, das jedoch weich und einladend wirkt.

Entlang der Wand steht eine Art Tisch, auf dem sich verschieden Geräte befinden. Dem gegenüber liegen auf dem Boden mindestens fünfzehn Kartons, alle gefüllt mit Schallplatten. Ich bin nicht ganz aus dem Hinterwald. Bei Geisterfahren lernt man allerlei Nützliches und Unnützes über die Grellzeit, wenn man sich in alten Wohnungen aufhält. Ich erinnere mich, dass ich schon mal in einem Haushalt einige dieser dünnen Kartonumschläge sah, in denen schwarze Scheiben steckten. Ich wusste, dass man ganz früher auf diese Weise Musik abgespielt hatte, ähnlich wie heute noch Videokassetten Filme abspielen. Musik gab es auch auf diesen CDs. Die fanden wir tausendmal häufiger, als diese Schallplatten. Aber kaum jemand konnte noch CDs abspielen.

Mich hatte das damals alles nicht so interessiert. Auch jetzt erfüllte es mich mit einem misstrauischen Staunen, dass diese Leute ausgerechnet diesen nutzlosen schwarzen Plastikscheiben so viel Aufmerksamkeit entgegenbrachten. Ich meine, ich wusste, warum Ritschie Pornofilme gesammelt hat. Doch warum sammelten diese Leute Schallplatten?

"Was habt ihr davon?", frage ich geradeaus, während ich eine solche Plattenhülle in die Hand nehme und von beiden Seiten betrachte. "Wäre es nicht besser, Schuhe zu sammeln und neuwertiges Werkzeug?"

"Artur meinte, du wärest ein Bücherwurm", entgegnet sie. "Sind das alles nur

Bücher über Landwirtschaft und Werkzeug gewesen?"

Ich muss unwillkürlich grinsen.

"Nein, eher Geographie, aber auch Geschichte und Biographien der Grellzeit. Manchmal lese ich auch Erzählungen und Romane."

"Also ist der einzige Unterschied zwischen deiner Passion und meiner Passion, dass du meine Passion noch nicht kennst."

Ich hebe die Augenbrauen. Sie ist eine ungewöhnliche Frau. Es ist ein wenig erstaunlich, dass sie mir nicht mit tiefsitzendem Hass begegnet, nachdem ich für einige Wochen ihr Gesicht verunstaltet habe. Sehr sportlich. Aber was sie mir damit sagen will, verstehe ich nicht.

"Setz dich", fordert sie mich auf.

Ich sinke langsam in das rote Sofa. Es ist alt, aber wirklich sehr bequem.

"Ich muss den Jeep umparken und etwas erledigen", sagt sie ausdruckslos, als wäre es die normalste Sache der Welt. »Doch zuerst ...«

Skylar greift nach einem paar Kopfhörer, die einen schwarzen Kringelkabel haben. Es sind große Schalen, die mehr an den Kapselgehörschutz erinnern, den wir in Baggern oder Bulldozern benutzen.

Ich lasse diese unwirkliche Situation ablaufen. Was mehr soll ich tun? Skylar setzt mir die Kopfhörer auf und dreht mir den Rücken zu. Sie steht vor einer Kiste und blättert flott mit dem Zeigefinger und Mittelfinger abwechselnd durch die Plattenhüllen. Eine zieht sie heraus.

"Du brauchst jetzt genau das hier", brummt sie zufrieden. Sie zieht die Scheibe aus der Kartonhülle, pustet sie kurz an und legt sie auf einen der beiden Plattenteller. Nur Augenblicke später erklingt ein leises Knistern in meinen Ohren. Ich blicke Skylar hinterher, während sie aus dem Kastenwagen springt und die Tür offen lässt.

Dann erklingen Stimmen in meinen Ohren. Es sind nur einige Sekunden. Es wirkt wie Menschen, die sich bei einer Festivität begrüßen. Doch ich habe keine Zeit, diese leise Geräuschkulisse zu analysieren, da sogleich Musik meine Gedanken durchströmt.

Das Lied ist wohlklingend. Ähnliche Töne hatte ich schon hier und da in Filmen gehört, wenn jemand mal einen Filmabend veranstaltet hatte. Insbesondere früher, als es noch mehr funktionierende Fernseher und Videorekorder gab. Doch da waren all diese Klänge stets nur eine leise Kulisse im Hintergrund.

Doch ich habe noch nie Musik so nahe erlebt, so tief unter meiner Haut. Das Lied ist gutgelaunt und leichtherzig und doch so seltsam melancholisch. Es ist, als würde ich diesem Ungetüm begegnen, welches aus unzähligen Versatzstücken besteht und nun in ein perfektes Gebilde zusammenfällt. Entferne nur einen Mosaikstein und die Vollkommenheit ist zerstört. Ich fühle plötzlich eine Welle aus Gefühlen, die mich unter sich begräbt. Die Welle fragt nicht, ob ich sie willkommen heiße. Ich kann mich nur ergeben. Willenlos und bezwungen.

Plötzlich bricht etwas in mir auf. Ich weiß, dass ich hart sein soll. Ich muss, denn Härte ist Leben. Schwäche ist Tod. Doch diese Musik schält meinen Schutzpanzer wie die Schalen einer Zwiebel. Die letzten Tage ... All das ist plötzlich offen in mir. Ach, Karla, Michael, Tanja und Nikky. Frank und Marla. Arme Antonia. Arme Liv. Miriam ... Miriam!

Woher nehmen sich diese Mistkerle das Recht, meine Seele zu vernarben und mich dann in diesen Tanz der Rührseligkeit zu zerren? Ich bin die Falsche für eure Experimente. Ich bin die Falsche für eure Gefühlsduselei! Mein Hals zieht sich zu und Tränen schießen in meine Augen, während die sanfte Stimme des Sängers mich umgarnt. Ich sitze stumm auf diesem Sofa, schluchzend und ein wenig schockiert von diesen unbekannten Wellen aus Gefühlen, die gegen meine Seele branden.

Es ist, als würde der Sänger zu mir sprechen. Als würde er sagen: "Es wird alles gut sein."

Und in der Tat fühle ich mich sicher und geborgen, als wären die Mühen unseres Lebens endlich ausgesperrt. Haben sich alle Menschen in der Grellzeit so gefühlt? Haben sie deshalb Musik gehört?

Im Augenwinkel sehe ich Skylar zurückkommen. Sie trägt irgendwelche Kabel auf der Schulter und plaudert mit Oleg, der ihr offensichtlich hilft, eine große Plattenkiste zu tragen. Wie eine Gefangene behandeln sie mich wirklich nicht. Ich wische mir hektisch die Tränen von den Wangen. Der Augenblick der Schwäche hatte mir gut getan. Das gebe ich zu. Aber nun fühle ich mich manipuliert. Als hätte jemand eine Pille an mir getestet, die Kriegerinnen zu Heulsusen macht.

Skylar springt dynamisch in das Wageninnere und wirft die Kabel in die Ecke. Sie nimmt Oleg die schwere Kiste aus den Händen und trägt sie ächzend zum Tisch.

Verschämt nehme ich die Kopfhörer ab. Als wüsste sie von meinen hastig weggewischten Tränen, sagt sie über die Schulter: "Du kannst von den Honks halten, was du willst, aber sie wussten, wie man Musik macht."

"Was ist das?", frage ich, noch immer von dieser Erfahrung benommen.

"*What's Going On*", antwortet sie im perfekten Englisch. Erst jetzt wird mir vollends bewusst, dass sie Amerikanerin ist. "Von Marvin Gaye. 1971. Das beste Jahr für Musik."

"Ich kann bei euch nicht mitmachen, solange meine Leute in eurer Gefangenschaft sind."

Skylar nickt verständnisvoll.

"Ich verstehe dein Dilemma. Aber wir haben deine Leute nicht verschleppt. Das waren Wolkins Söldner. Wir selbst betrachten uns als eine Gruppe, die jenseits der nationalen Interessen steht. Auch wenn wir das nicht ständig an die große Glocke hängen."

"Wolkin?", wundere ich mich.

"Wolkin, der Anführer. Der Kommandant der Allrussischen Sphäre? Arturs Bruder? Die Russen wissen wirklich mehr über euch, als ihr über sie."

Erneut blicke ich aus dem offenen Tor des Lastwagens auf die staubige Straße, die durch Konnersreuth führt. Ich möchte sie alle hassen, weil sie Feinde, Mörder und Vergewaltiger sind.

Doch mein anerzogener Groll ist hier schwer anwendbar. Ich besinne mich auf die Überlebensregeln. Die fünfte Regel sagte ganz deutlich: Misstraue allem. Ich würde mich nicht mit ein paar Liedern um den Finger wickeln lassen. Doch die erste Regel besagte: Zu überleben bedeutet, sich zu verändern. Vielleicht war wieder an der Zeit sich zu verändern und neuen Umständen anzupassen.

Ich halte die Augen offen. Diese Menschen mögen hervorragende Schmeichler sein, doch ich habe nicht vergessen, was sie vor drei Tagen Miriam angetan haben.

Vorerst spiele ich mit. Denn ich will endlich mit meinen Freunden zusammen sein und darüber beraten, was zu tun ist. Wenn tatsächlich ein Austausch der Gefangenen geplant ist, können wir schon bald auf dem Heimweg sein.

Doch ich gebe zu, ein Teil von mir will nicht zurück. Es fehlt mir an Willenskraft, die Zerstörung unserer Siedlungen in Augenschein zu nehmen. Manchmal besteht der wahre Mut nicht darin, dem Feind zu begegnen, sondern sein Werk zu begutachten.

Fortsetzung folgt in Heft 3

IMPRESSUM: „Nach dem Fieber" erscheint unregelmäßig bei ANNA MACHT URLAUB, 91468 Gutenstetten. Internet: www.annamachturlaub.de - Chefredaktion: Ute Pickar. Titelillustration: "*Skylar*" (basierend auf einem Foto von Beltsazar, lizenziert von Fotolia). Der Titelfont „*Sledge Rough*" wurde von Mehmet Reha Tugcu in Istanbul gestaltet und durch graphicriver.net lizenziert. Kontakt: info@annamachturlaub.de.